

Zur Komplexität jugendlicher Migrationsentscheidungen in schrumpfenden Regionen: eine qualitative Untersuchung der Zukunftsorientierungen von Schüler/innen am Beispiel des Altenburger Landes

Meyer, Frank; Miggelbrink, Judith; Schwarzenberg, Tom

Veröffentlichungsversion / Published Version

Forschungsbericht / research report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Meyer, F., Miggelbrink, J., & Schwarzenberg, T. (2017). *Zur Komplexität jugendlicher Migrationsentscheidungen in schrumpfenden Regionen: eine qualitative Untersuchung der Zukunftsorientierungen von Schüler/innen am Beispiel des Altenburger Landes*. (Forum IfL, 33). Leipzig: Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. (IfL). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-52070-4>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

forum



Frank Meyer, Judith Miggelbrink und Tom Schwarzenberg

Zur Komplexität jugendlicher Migrationsentscheidungen in schrumpfenden Regionen

Heft 33 ■ 2017

Leibniz-Institut
für Länderkunde



forum



herausgegeben vom Leibniz-Institut für Länderkunde

Heft 33

Frank Meyer, Judith Miggelbrink und Tom Schwarzenberg

Zur Komplexität jugendlicher Migrationsentscheidungen in schrumpfenden Regionen.

Eine qualitative Untersuchung der Zukunftsorientierungen
von Schüler/innen am Beispiel des Altenburger Landes.

Die Reihe **forum ifl** des Leibniz-Instituts für Länderkunde dient der zeitnahen Publikation von Erkenntnissen aus Forschungsprojekten des IfL, der Dokumentation von Veranstaltungen sowie der Veröffentlichung von aktuellen Datenanalysen. Ziel ist es, den Austausch unter Fachwissenschaftlern und den Wissenstransfer in die Praxis zu fördern. Die Beiträge werden in einem einfachen, internen Verfahren begutachtet und geben die Ansichten der Autoren wieder, die nicht unbedingt mit denen des IfL gleichzusetzen sind.

Impressum

Verlag: Selbstverlag Leibniz-Institut für Länderkunde e. V.
Schongauerstraße 9, 04328 Leipzig
Tel.: +49 341 600 55-141
Fax: +49 341 600 55-198
E_Mueller@ifl-leipzig.de
www.ifl-leipzig.de

Redaktion: Frank Meyer, Judith Miggelbrink, Tom Schwarzenberg
Satz: Frank Meyer

© 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-86082-105-3

<http://www.ifl-leipzig.de/de/publikationen/zeitschriften-und-reihen/forum-ifl.html>

Inhaltsverzeichnis

1. Zusammenfassung der Untersuchung.....	3
2. Einleitung: Kontext und Ziele der Studie	10
3. Methodisches Vorgehen	18
3.1 Gewählte Methoden und damit einhergehende Prämissen	18
3.2 Beantragung und Organisation der Erhebungen	19
3.3 Durchführung der Auswertung und interpretative Grenzen	21
4. Ergebnisse der Untersuchung.....	23
4.1 Das Altenburger Land aus der Sicht Jugendlicher	23
4.2 Probleme und Konflikte in der Lebenswelt Jugendlicher	25
4.2.1 Freizeitmöglichkeiten	25
4.2.2 Drogen	27
4.2.3 Soziale Devianz	29
4.2.4 Exkurs: Problematische Gegenden.....	31
4.2.5 Distanzen.....	33
4.2.6 Konflikte mit Älteren.....	34
4.3 Zukunftsorientierungen Jugendlicher.....	35
4.3.1 Hintergründe von Verbleibeabsichten.....	35
4.3.2 Hintergründe von Wegzugsabsichten.....	37
4.4 Arenen der Aushandlung	41
4.5 Gefühle und Zukunftsorientierung.....	47
4.6 Änderungswünsche und aufkeimender Aktivismus.....	49
4.6.1 Änderungswünsche	49
4.6.2 Aufkeimender Aktivismus	51
5. Interpretierende Zusammenfassung der Ergebnisse	56
6. Schlussfolgerungen.....	61
7. Literatur.....	64
8. Autor/innen	66

1. Zusammenfassung der Untersuchung

Rahmendaten der Untersuchung

Die vorliegende Untersuchung zur Komplexität jugendlicher Migrationsentscheidungen in schrumpfenden Regionen basiert auf einer Teilstudie, welche im Rahmen des Forschungsprojektes „Diskurse und Praktiken in schrumpfenden Regionen“ durchgeführt wurde. Dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Zeitraum von 03/2013 bis 08/2016 finanzierte und von Dr. Judith Miggelbrink geleitete Projekt widmet sich der Grundlagenforschung bezüglich des Zusammenhangs zwischen kommunizierten und assoziierten Eigenschaften einer als schrumpfend etikettierten Region bzw. der darin lebenden Bevölkerung, sowie den Auswirkungen eben dieser Kommunikation auf die betroffenen Einwohner/innen.

Vor dem Hintergrund demographischer Schrumpfungsprozesse in der Untersuchungsregion Altenburger Land (siehe Kapitel 2) wird fallspezifisch betrachtet, wie zumeist quantitativ gestützte Symptombeschreibungen und diesbezüglich mediale und gesellschaftspolitische Repräsentationen von verschiedenen Akteuren und gesellschaftlichen Instanzen alltagsbezogen wahrgenommen und welche Schlüsse aus ihnen gezogen werden. Insbesondere Jugendliche sind dabei eine Bevölkerungsgruppe, an die – vor dem Hintergrund vielfältig problematisierter Abwanderungstendenzen junger Menschen in ländlichen Räumen – bestimmte Erwartungen herangetragen werden. Mit der vorliegenden Studie setzen wir genau an diesem Punkt an, mit dem Ziel zu verstehen, inwiefern sich junge Menschen im Altenburger Land selbst innerhalb dieser Diskurse verorten. Basierend auf einer qualitativen Falluntersuchung versuchen wir dabei, die Zukunftsorientierungen von Schüler/innen im Altenburger Land tiefergehend zu eruieren und im Ansatz zu interpretieren. Dabei werden einzelfallbezogen und gesprächsbasiert tiefergehende Erwägungen, Assoziationen, Annahmen und Begründungen, die von Jugendlichen hervorgebracht werden, offengelegt.

Methodisches Vorgehen

Um sich den subjektbezogenen Wahrnehmungen der Schüler/innen im Altenburger Land hinsichtlich ihrer Heimatregion, ihrer Zukunftsperspektiven und -orientierungen sowie möglichen Wanderungsentscheidungen anzunähern, wird ein Zugang über Methodologie und Methodik qualitativer Sozialforschung gewählt (siehe Kapitel 3.1). Da insbesondere Migrationsüberlegungen auch ein kollektives, in Relation zu sozialen Bezugspersonen ausgehandeltes Phänomen sind, haben wir uns für die Durchführung von Gruppendiskussionen entschieden (siehe Kapitel 3.2). Im Zeitraum von ca. einem Jahr (2014/2015) wurden so insgesamt 15 Gruppendiskussionen mit Schulklassen an weiterführenden Schulen im Altenburger Land – entsprechend Thüringer Schulgesetz §57 Absatz 5 – durchgeführt. Die Diskussionsteilnehmer/innen waren zum Zeitpunkt der Erhebung im Alter von 15 bis 21 Jahren; also jene Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die kurz vor oder mitten im Entscheidungsprozess bezüglich ihres beruflichen Werdegangs stehen. Ergänzend wurden 11 Interviews mit Lehrer/innen und Schulleiter/innen durchgeführt, welche den Diskussionen beiwohnten. Diese lieferten ergänzende Informationen zu zwischenmenschlichen Aspekten und Besonderheiten der jeweiligen Klassenverbände.

Das so erhobene Material wurde mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse strukturiert und interpretiert (siehe Kapitel 3.3). Dabei ist zu betonen, dass diesem subjektzentrierten methodischen Vorgehen auch interpretative Grenzen gesetzt sind: Die in der vorliegenden Studie besprochenen Diskussionspassagen sind keinesfalls als Fakten über das Altenburger Land oder Orte im Landkreis zu verstehen; sie geben individuelle Wahrnehmungen und das jeweilige Wissen derer wider,

die diese artikulieren. Daraus lassen sich keine im statistischen Sinne repräsentativen Erkenntnisse über das Altenburger Land ableiten. Zudem dürfen die verwendeten Zitate nicht aus dem Kontext der durchgeführten Gruppendiskussionen und Interviews herausgelöst und als allgemeingültige Aussagen verstanden und interpretiert werden. Es ist nicht das Ziel dieser Studie aus vielen einzelnen Gesprächen verallgemeinerbare Aussagen zu ziehen. Vielmehr soll dem Subjektiven, das sich eben nicht aus allgemeinen Strukturen ableiten lässt, ein eigener Platz eingeräumt werden. Ob eine bestimmte Aussage nur von einer Person vorgebracht wird oder von mehreren, ist also nicht unbedingt ausschlaggebend; wichtiger ist (uns), welche Deutungen und welche Erklärungen auftauchen und wie sich die Bandbreite dessen darstellt, was von den Schüler/innen geäußert wird. Entsprechend des gewählten methodischen Vorgehens ist es auch nicht das Ziel dieses Berichts, *eine* Wirklichkeit darzustellen, sondern einige für die negative Migrationsbalance Jugendlicher im Altenburger Land mutmaßlich ausschlaggebende Orientierungen auf der Basis der Erhebung zu identifizieren.

Ergebnisse

Im Querschnitt der Gespräche mit den Jugendlichen zeichnen sich wiederkehrende Themenfelder und entsprechende Deutungsmuster ab. Generell kann dabei festgehalten werden, dass in allen Gruppendiskussionen die Artikulation negativer Aspekte gesprächsbestimmend ist. Zwar wird der ländliche Charakter des Altenburger Landes – im Kontrast zur überwiegend negativ konnotierten städtischen Umgebung – sowie ein (hoch-)kulturelles Angebote hervorgehoben, jedoch zeigt sich schnell, dass diese Aspekte keine alltagsbezogene Relevanz für die Jugendlichen haben (siehe Kapitel 4.1).

Aus der Perspektive der Diskussionsteilnehmer/innen werden hingegen zahlreiche alltagsbezogene Problemfelder und Konfliktlinien identifiziert. Die häufig an Statistiken festgemachten Probleme der Region (wie demographische und ökonomische Schrumpfung) spielen dabei in den Äußerungen der Jugendlichen kaum eine Rolle. Probleme vor Ort werden nicht strukturell eingeordnet, sondern auf Basis subjektiver Erfahrungen und daraus abgeleiteter Kausalitäten beurteilt, wobei oft ein hoher Grad an Generalisierung auffällt:

- 1) Von großer Bedeutung scheint für die Jugendlichen eine beschränkte Vielzahl an *Freizeit- und Konsummöglichkeiten* in ihrer Heimatregion zu sein (siehe Kapitel 4.2.1). Aus den vor Ort subjektiv wahrgenommenen Mangelercheinungen und der antizipierten besseren Situation „woanders“ wird infolge dessen teils eine individuelle Benachteiligung, bzw. Benachteiligung des eigenen Wohnorts oder gar der gesamten Region des Altenburger Landes abgeleitet. In diese vergleichende Logik bettet sich zudem oft eine antagonistische Differenzierung zwischen Stadt und Land ein, die sich jedoch nicht nur in Bezug auf Freizeitmöglichkeiten, sondern in nahezu allen Themenbereichen diskussionsübergreifend wiederfindet.
- 2) In allen Diskussionen wurde der Aspekt *sozial abweichenden/devianten Verhaltens* thematisiert (siehe Kapitel 4.2.3). Insbesondere die *Präsenz von Drogenkonsum* im öffentlichen Raum – speziell in Bezug auf die Droge Crystal Meth – scheint für die Jugendlichen eine hohe alltägliche Relevanz zu haben, sowie die eigene Wahrnehmung des Altenburger Landes stark negativ zu färben (siehe Kapitel 4.2.2). Besonders im Kontext dieser Problematik verdeutlicht sich jedoch eine schwer aufzulösende Verschränkung von Hören-Sagen und individuellen, singulären Erfahrungen. Einige Jugendliche schildern dabei durchaus authentisch eigene Erfahrungen mit beobachtetem Drogenhandel oder -konsum in der Region, diese werden in den Gesprächsverläufen allerdings mit medialen Diskursen und reproduzierten Erzählungen verwoben.

- 3) Soziale Devianz generell und Drogenkonsum im Speziellen ist für die Schüler/innen eng mit ihrem Bild des Altenburger Landes verbunden. Auf Basis der Negativwahrnehmungen produzieren und reproduzieren die Jugendlichen letztlich soziale Stigmata, die auf bestimmte Orte projiziert und dadurch zu *sozialräumlichen Stigmata* werden (siehe Kapitel 4.2.4). So entstehen in den Erzählungen der Diskutant/innen problematische oder gar gefährliche und zu meidende Orte im Altenburger Land.
- 4) Als weiteres Problem identifizieren einige Schüler/innen die *Distanzen im ländlichen Raum* (siehe Kapitel 4.2.5). Die Jugendlichen beklagen diesbezüglich im Speziellen einen eingeschränkten ÖPNV, der die Überwindung dieser Distanzen beispielsweise im Falle von Freizeitaktivitäten erschwere. Die diesbezüglich erschwerte Alltagsmobilität wird als empfindliche Einschränkung der Bewegungsfähigkeit und damit auch der subjektiven Lebensqualität beschrieben.
- 5) Ähnlich wie im Kontext der als mangelhaft wahrgenommenen Angebotsstruktur und einer einhergehend gefühlten Benachteiligung – im Vergleich zu anderen Regionen – beklagen einige Jugendliche eine *vermeintliche Bevorzugung älterer Menschen* im Landkreis. Die Bündelung von Ressourcen für Infrastrukturanpassungen an eine alternde Bevölkerung wird dabei nicht als etwas Typisches für ländliche Räume verstanden, sondern in erster Linie als etwas Problematisches und wiederum Spezifisches für das Altenburger Land gesehen.

Aktivistische Tendenzen der Jugendlichen bezüglich der Möglichkeit, etwas an diesen identifizierten Problemen und Konflikten zu ändern, sind aus deren Sicht in einer Sackgasse gefangen: Zwar ist die klare Erkenntnis vorhanden, dass etwas geschehen muss (siehe Kapitel 4.6.1), allerdings besteht der Eindruck, dass niemand, der in der Verantwortung gesehen wird, etwas zu unternehmen und man selbst aus einer Ohnmachtsposition heraus handlungsunfähig sind. Aufgrund dieser wahrgenommenen Sackgasse ist bei den Jugendlichen eine resignierte bis zynische Haltung gegenüber den angeprangerten Missständen und den etablierten Akteuren zu verzeichnen (siehe Kapitel 4.6.2).

Die facettenreich artikulierten Wahrnehmungen bezüglich des Altenburger Landes flechten sich schließlich in individuelle Zukunftsüberlegungen der Schüler/innen ein, sind jedoch keinesfalls in kausalem Zusammenhang zu diesen zu verstehen. Bei den Diskussionen rund um das Thema Zukunftsorientierungen wurde ersichtlich, dass die diesbezügliche Entscheidung ein komplizierter und vielschichtiger Prozess ist. Entsprechend wurde eine große Bandbreite an Positionen und Argumenten bzgl. individueller Migrationsentscheidungen geliefert:

- 1) Für ein *Verbleiben* (siehe Kapitel 4.3.1) in der Region spricht häufig eine Art ökonomischer Pragmatismus. So schätzen einige der Gesprächspartner/innen z.B. die diesbezüglich angenommenen Kosten (z.B. Fahrtkosten) für eine Ausbildung oder ein Studium in der Ferne als zu hoch ein. In anderen Fällen ist die Entscheidung gegen eine Ausbildung oder ein Studium woanders möglicherweise einer Unsicherheit im Umgang mit dem Unbekannten und der Angst vor einer finanziellen Überlastung der Angehörigen geschuldet. Einige wenige Gesprächspartner/innen zeigen sich zudem – entgegen den dominanten Narrativen – zufrieden mit Ausbildungs- und Berufsangeboten ihres Interessensbereiches vor Ort und sehen folglich keine Notwendigkeit wegzuziehen. Neben ökonomischen und karrierebezogenen Faktoren spielt – trotz der be-

schriebenen Stigmatisierung großer Teile des Landkreises – auch eine Art *soziales* Heimatgefühl eine Rolle bei der Überlegung zu bleiben. Insbesondere die Familie wird dabei als entscheidender Faktor kommuniziert. Im Zuge dieses sozialen Heimatgefühls ist auch eine generelle Angst vor (sozialen) Veränderungen ausschlaggebend, die mit einer räumlichen Zäsur nach der Schulausbildung in Zusammenhang gebracht wird.

- 2) Für einen *Wegzug* (siehe Kapitel 4.3.2) aus der Region werden überwiegend ausbildungs- und studienbezogene Gründe angeführt. Neben einer teils als prekär eingeschätzten Berufssituation im Altenburger Land und einer als damit einhergehend wahrgenommenen Perspektivlosigkeit, kursiert ein primär auf Hören-Sagen basierendes Gehalts-Narrativ, nach dem die Verdienstmöglichkeiten an einem anderen Ort – oft „dem Westen“ – überproportional höher eingeschätzt werden. Flankiert durch solche reproduzierten Erzählungen offenbart sich wieder bei einem großen Teil der Jugendlichen eine antagonistische Idealisierung anderer Orte, wobei diese mit einem eher diffusen, wenig fundierten und daher auch wenig detaillierten Bild dieser potenziellen Migrationsziele einhergeht. Im Zuge der Kontrastierung zwischen „hier“ und „dort“ dominiert jedoch überwiegend die Annahme, dass es „dort“ prinzipiell besser sein müsse; sei es bezogen auf Freizeitmöglichkeiten, Lebensumfeld oder auch die thematisierte soziale Devianz. Insgesamt wird daher in den Gesprächen eine gruppendynamische Dominanz des Wegzugs deutlich. Da es sich hierbei aber zunächst nur um artikulierte *Zukunftserwägungen* handelt, bleibt offen, inwiefern diese Aspekte tatsächlich zu einer *Zukunftsentscheidung* im Sinne von Wegzug oder Verbleib führen.

Der Prozess des Abwägens und Positionierens ist dabei kein sozial isolierter: Auch wenn einige Schüler/innen betonen, dass es sich um einen intrinsischen Prozess und eine individuelle Entscheidung handle, so steht diese proklamierte Selbstverantwortung und -bestimmung in einem Spannungsfeld zu negativen wie positiven Vorbildrollen von Eltern, der Bedeutung spezifischer biographischer Begebenheiten sowie der Vielzahl an außerfamiliären Personen, welche einen Einfluss auf den Entwicklungsverlauf junger Menschen haben können. Die in den Gesprächen dargelegten Zukunftsorientierungen der Jugendlichen sind folglich das Ergebnis sozialer Aushandlungsprozesse (siehe Kapitel 4.4). Unsere Erhebung zeigt, dass diese Prozesse offensichtlich primär im Kreis der Familie stattfinden. Geschwistern und Freund/innen hingegen wird im Kontext der Zukunftsüberlegungen eine eher untergeordnete Rolle zugesprochen: Ihre Ratschläge und Lebenswege können als Beispiel dienen, sind aber dennoch hinsichtlich des Einflusses der Beziehung zu den Eltern nachgeordnet. Neben familiären Aushandlungsarenen spielen im schulischen Kontext insbesondere Praktika eine große Rolle. Sie werden überwiegend als wichtige Möglichkeit wahrgenommen, sich in der Praxis auszuprobieren und liefern einen Impuls zur Auseinandersetzung mit der eigenen beruflichen Zukunft.

Die diskutierten Zukunftsorientierungen der Jugendlichen gehen dabei durchaus mit tiefgreifenden Befindlichkeiten einher (siehe Kapitel 4.5). Diese emotionale Komponente hängt in vielen Fällen mit der zugesprochenen Tragweite der Überlegung zusammen. Ausbildungs-, Berufs- und damit auch Wohnstandortwahl werden überwiegend als möglichst einmalige und endgültige Entscheidungen verstanden, die nur schwer zu revidieren ist. Unter der subtilen Wirkung eines wirkmächtigen gesellschaftlichen Narrativs möglichst erfolgreicher Lebensführung und dem einhergehenden Imperativ lückenloser beruflicher Weiterentwicklung scheint vor dem Druck, das Richtige tun zu wollen, in einigen Fällen eine Art Entscheidungshemmung zu entstehen. Die Zukunftsüberlegungen der Jugendlichen sind daher eingebettet in einen emotionsgeladenen und schwie-

rigen Aushandlungsprozess und verflochten mit Individualisierungsbestrebungen, tradierten sozialen und raumbezogenen Narrativen bzw. Stigmata und der – indirekten und direkten – Steuerung und Einflussnahme durch verschiedene Instanzen.

Reaktionen auf die Studie

Zu den meisten Gruppendiskussionen konnten flankierende Interviews mit den beiwohnenden Lehrer/innen, und in Einzelfällen mit Schulleiter/innen durchgeführt werden. Einerseits waren diese Gespräche so konzipiert, dass die subjektiven Eindrücke der Schüler/innen, ihr Gesprächsverhalten und ggf. auftretende unwahre Aussagen zusätzlich durch die Betreuungspersonen kommentiert und erklärt werden könnten. Jedoch waren diese Gespräche auch Gelegenheiten, zu denen die Lehrer/innen eigene Eindrücke schildern und damit die Äußerungen der Schüler/innen kontextualisieren konnten. Hierzu wurden i.d.R. separate Räume aufgesucht, um eine ungestörte Unterhaltung zu gewährleisten.

Ausnahmslos alle Lehrer/innen betonten, wie nützlich und erkenntnisreich die Gespräche auch für sie waren. Häufig wurde dabei ausgeführt, dass sie ihre Schüler/innen zwar gut kennen würden, aber nicht bei allen Themen auch das Gefühl hatten, dass diese gesprächsbereit oder aufnahmefähig wären. Eine Gruppendiskussion mit externen Personen, so der Tenor, hätte da noch einmal ein aktivierendes Moment. Mehrmals wurde überlegt, inwieweit eine Wiederholung möglich wäre.

Die Äußerungen der Schüler/innen wurden durchaus kritisch kommentiert: Insbesondere deren starke Fokussierung auf negative Aspekte wie Drogenmissbrauch, das schlechte Image oder die als unzureichend wahrgenommenen Zukunftsperspektiven führten viele Lehrer/innen auf unvollständige Informationen zurück. Gleichzeitig hoben sie jedoch generell Verständnis hervor dafür, dass zwar nicht jede Möglichkeit gesehen würde, aber das Altenburger Land im Vergleich mit städtischen Regionen wenig Anziehungskraft habe. Grundsätzlich wurde häufig betont, dass sich die Zukunftschancen jedoch vor allem aus einer Kombination aus familiärer Sozialisation, konkreter Unterstützung durch Familie und Schule und zudem individuellem Engagement speise.

Schlussfolgerungen

Die Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen der vorliegenden Studie sind nicht als direkte Handlungsempfehlungen, sondern als Handlungsmöglichkeiten vor dem Hintergrund fallstudienpezifischer Besonderheiten zu verstehen. Neben der Berücksichtigung methodischer Grenzen, sowie der subjektspezifischen Sicht- und Argumentationsweise entziehen sich einige der von den Jugendlichen genannten Aspekte einem regulatorischen Einfluss. Die Schlussfolgerungen bewegen sich also auf einem schmalen Grat zwischen widerstreitenden strukturellen Zwängen bei der Umsetzung möglicher Handlungsstrategien auf der einen und der Berücksichtigung subjektiver und folglich auch multipler Wahrnehmungen der Menschen in der Region auf der anderen Seite.

Vor dem Hintergrund der betrachteten Komplexität jugendlicher Migrationsentscheidungen im Altenburger Land lassen sich aus den Ausführungen und Diskussionen der Jugendlichen heraus folgende Stellschrauben identifizieren:

- 1) Vor dem Hintergrund der beigemessenen Tragweite der Zukunftsentscheidung, muss der Blick auf den intensivierten Ausbau einer (institutionalisierten) Unterstützung der Jugendlichen bei der Berufs- und Ausbildungswahl gelegt werden. Ein erster Schritt

könnte der Versuch sein, vorhandene Informationsdefizite bei den Jugendlichen auszugleichen, um eventuell auch die aus singulären Erfahrungen heraus generalisierten negativ konnotierten Stigmata über die Region herauszufordern und alternative Deutungen zu ermöglichen. Da aus den Berichten unserer Gesprächspartner/innen eine generell gering ausgeprägte intrinsische Motivation der Informationsbeschaffung zu erkennen war, wären Schulen mögliche Orte, um eine solche Reflexion von Zukunftsorientierungen anzuregen – wohlwissend, dass diese bereits häufig ein umfassendes Aufgabenspektrum abzudecken haben.

- 2) Zusätzlich zu einer intensiveren Aufklärung über Möglichkeiten innerhalb der Region könnten auch Kooperationsformen zu Bildungseinrichtungen und Praxispartnern außerhalb der Region eine Variante sein, Berufs- bzw. Ausbildungsrichtungen abzudecken, die sonst nicht im Altenburger Land angeboten würden. Im schulischen Kontext könnte zudem auch ein Ausbau der Praktikummöglichkeiten über ausgeweitete Kooperationsmöglichkeiten mit lokalen Unternehmen im Hinblick auf Vielfalt und Intensität eine sinnvolle Strategie sein, um Jugendlichen möglichst frühzeitig die Vielfalt der Berufsperspektiven im Altenburger Land zu verdeutlichen und damit kursierende diffuse Narrative des idealisierten „woanders“ zu relativieren.
- 3) Die Jugendlichen Diskutant/innen erkennen und reflektieren – im Rahmen ihrer Lebenswelt – Stellschrauben der Veränderung, wissen diese aber nicht immer zu bedienen bzw. sind bei dem Versuch gescheitert, dies zu tun. Folglich scheint es sinnvoll, Jugendliche zu mehr Engagement zu ermutigen und ihnen dabei gleichzeitig regionale Entwicklungszusammenhänge und Strukturprobleme näher zu bringen. Dabei ist es wichtig die Problemwahrnehmungen der Jugendlichen als legitime Bestandteile einer Regionalentwicklung anzuerkennen und trotz möglicher Mängel ernst zu nehmen.
- 4) Auch den Zukunftsorientierungen vorgelagerte Meinungsbilder der Jugendlichen über den Landkreis sollten auf politischer Ebene als beeinflussende Faktoren der demographischen Entwicklung thematisiert werden. Denn letztlich – neben vielen anderen dargelegten Aspekten – zeigen die Ergebnisse der Untersuchung, dass diese überwiegend negativen Meinungsbilder *eine* Bedingung für Wegzugsüberlegungen zu sein scheinen. So lässt die Omnipräsenz der Diskussion sozialer Probleme und insbesondere des Drogenkonsums und -vertriebs zwei Schlüsse zu: In erster Linie verdeutlichen die Generalisierungsmuster der Jugendlichen sowie das Rekurrieren auf Hörensagen, dass auch hier eine wenig ausgewogene Informationsbeschaffung vorherrscht. Die Intensität, mit der diese Thematik in allen Gruppendiskussionen zur Sprache kam, zeigt dabei, dass diesbezüglich ein großer Kommunikationsbedarf vorhanden ist, welcher – ähnlich wie im Kontext der Zukunftsüberlegungen – über (ggf. institutionalisierte) Diskussionsplattformen aufgefangen werden sollte. Will man die Schilderungen der Jugendlichen nicht auf Hörensagen reduzieren – dies schiene vor dem Hintergrund der Erfahrungsberichte unangemessen – lässt sich zudem ein deutlich erhöhter Bedarf an Drogenpräventionsmaßnahmen als auch tatsächlicher Konsumbekämpfung im öffentlichen Raum im Landkreis ableiten.
- 5) Im Sinne einer klassischen Bewältigungsstrategie gilt es letztendlich auch, die mit ländlichen Regionen verbundenen Nachteile großer Entfernungen zu reduzieren. So würde es für die Jugendlichen einige diskutierte Probleme lösen, wenn ÖPNV-Kosten für Auszubildende radikal reduziert und Taktfrequenzen innerhalb des Schülerverkehrs und an den Randzeiten erhöht würden. Hierzu müsste auch über die Adaption innovativer ÖPNV-Strategien nachgedacht werden.

- 6) Die dargestellten Wahrnehmungen Jugendlicher entsprechen mutmaßlich nicht unbedingt der Wahrnehmung anderer Bevölkerungsschichten. Die Herausforderung für den Landkreis und die Kommunen besteht folglich darin, diese verschiedenen Perspektiven politisch zu integrieren. Diese Problematik teilt der Landkreis jedoch mit vielen anderen Regionen in Deutschland. Ein stärker vernetztes Engagement zwischen Regionen und Kommunen (beispielsweise mit dem Ziel des Wissens- und Erfahrungsaustausches) kann hierbei Inspirationen liefern.

2. Einleitung: Kontext und Ziele der Studie

Vertreter/innen von Politik und Verwaltung des Landkreises Altenburger Land (Thüringen) haben in den vergangenen Jahren wiederholt öffentlich betont, wie wichtig es für die zukünftige Entwicklung der Region sein müsse, das bereits durch alters- und geschlechtsselektive Abwanderung geschwächte soziale und wirtschaftliche Potential der Region zu erhalten (vgl. MEYER U. MIGGELBRINK 2015). Obwohl das Altenburger Land in gängigen Regional Rankings häufig vergleichsweise schlecht abschneidet (vgl. HARTMANN 2014; IW-CONSULT 2014; KRÖHNERT et al. 2011), ist es nicht die einzige Region Deutschlands, die sich nachhaltig der Herausforderung gegenüber sieht, die Konsequenzen einer sinkenden Bevölkerung (siehe Abb. 1) auf die institutionellen, sozialen und wirtschaftlichen Belange der Region tragen zu müssen.



Abb. 1: Bevölkerungsentwicklung Altenburger Land im Zeitraum von 2000 bis 2010

Folgt man den statistischen Kennzahlen, so kann man das Altenburger Land als eine (demographisch) schrumpfende Region bezeichnen. Zwischen den Jahren 2000 und 2014 wurde im Landkreis ein Bevölkerungsrückgang von 18,8% (114.200 auf 92.700 Einwohner) verzeichnet (vgl. THÜRINGER LANDESAMT FÜR STATISTIK 2016a).

Bei genauerem Blick auf die Gesamtentwicklung in den letzten 15 Jahren lassen sich folgende Merkmale herausstellen:

1. Betrachtet man die Bevölkerungsentwicklung nach Altersgruppen (wie in Abb. 2 dargestellt), dann wird deutlich, dass die sinkende Gesamtbevölkerungszahl im Wesentlichen auf die sinkende Zahl der 30- bis 50-Jährigen sowie 15- bis 25-Jährigen zurückzuführen ist; die Größe dieser Gruppen schrumpft fast gleichmäßig über den gesamten Zeitraum.

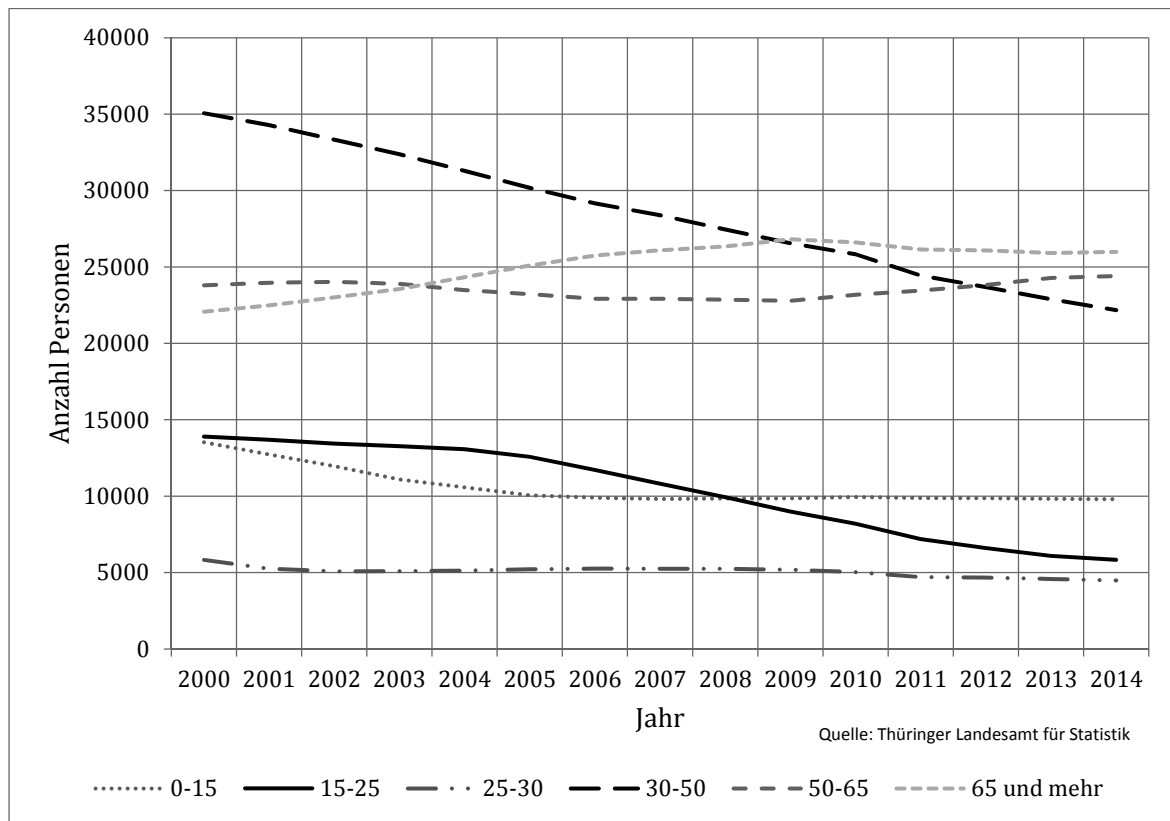


Abb. 2: Bevölkerungsentwicklung im Altenburger Land im Zeitraum von 2000 bis 2014 (nach Altersgruppen)

2. Der Rückgang ist dabei insbesondere durch die negative natürliche Bevölkerungsentwicklung, also die Differenz zwischen Geburtenzahlen und Sterberate geprägt, welche im Jahr 2014 -55% betrug (vgl. THÜRINGER LANDESAMT FÜR STATISTIK 2016b). Dieser „Sterbeüberschuss“ ist eine Folge der oben angedeuteten selektiven Abwanderungstendenzen, die sich insbesondere seit dem Jahr 2000 weiter verfestigt haben. Im gesamten Zeitraum liegt die Zahl der Sterbefälle stets und deutlich über der Zahl der Geburten (siehe Abb. 3). Aus den selektiven Fortzügen von jungen Erwachsenen und Erwachsenen in der Mitte ihres Berufslebens resultiert eine geringe Zahl an Geburten.

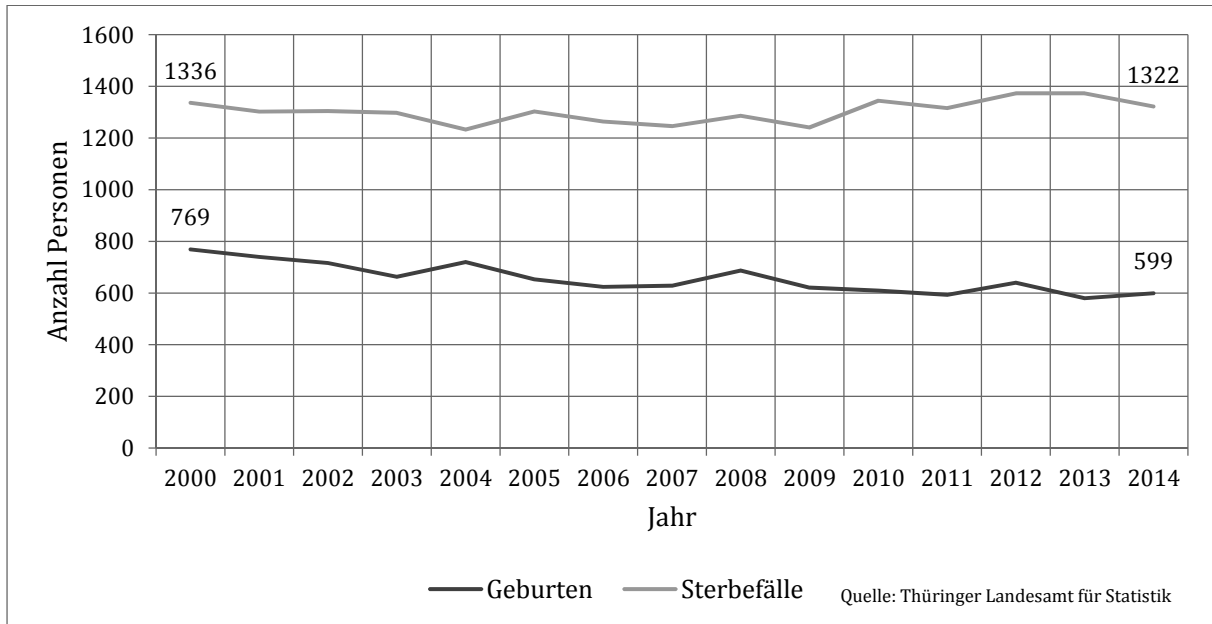


Abb. 3: Natürliche Bevölkerungsentwicklung im Altenburger Land im Zeitraum von 2000 bis 2014

3. Prägend für die Migrationssituation ist die Abwanderung aus dem Altenburger Land über die Thüringer Landesgrenzen hinweg. Dieses Wanderungssaldo ist konstant negativ, d.h. es zogen während des gesamten dargestellten Zeitraums immer mehr Menschen aus dem Altenburger Land über die Landesgrenzen Thüringens hinaus fort, als dass Menschen zuwanderten (siehe Abb. 4). Das Wanderungssaldo ist für beide Geschlechter negativ und weist keine einseitige Dominanz auf.

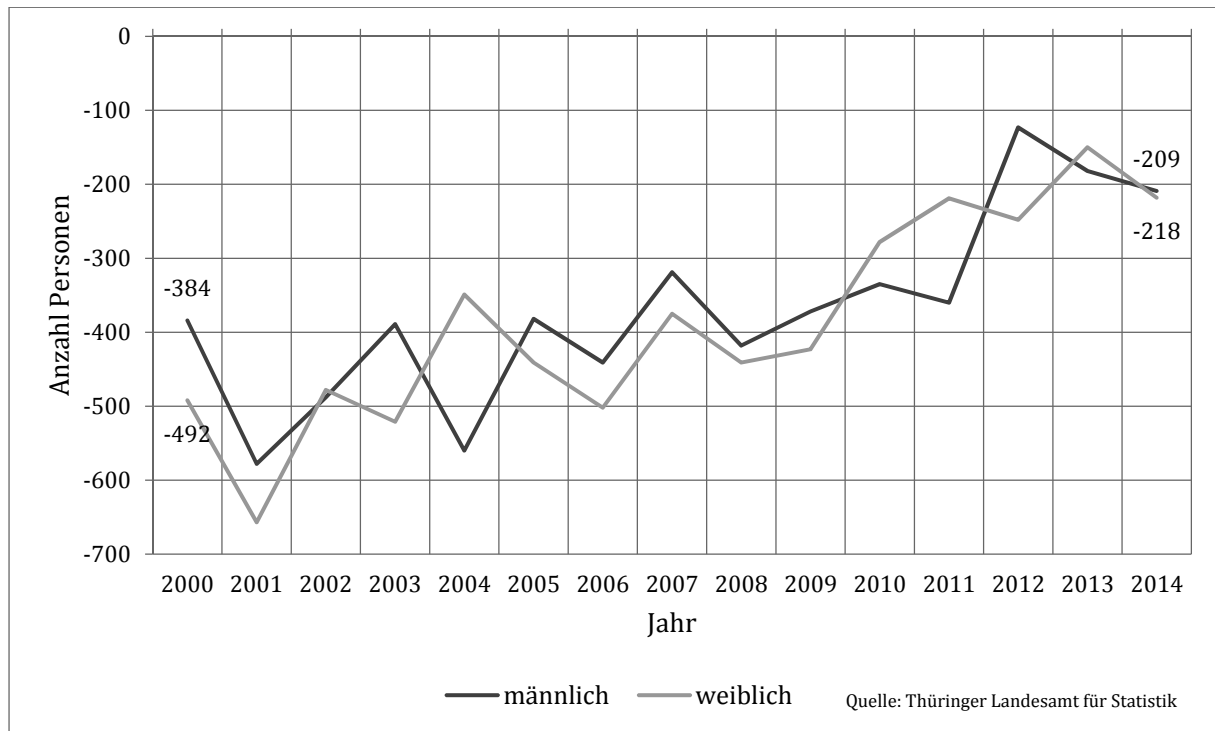


Abb. 4: Wanderungssaldo des Altenburger Landes im Zeitraum von 2000 bis 2014 (über Thüringer Landesgrenze hinweg)

4. Die Wanderungen innerhalb Thüringens zeigen insofern einen interessanten Verlauf, als sie für das Altenburger Land nicht durchweg negativ sind: 2000 und 2003 gab es einen geringen Wanderungsüberschuss bei den Männern, von 2004 bis 2011 fast durchgehend einen Wanderungsverlust, in den letzten Jahren jedoch wieder einen deutlichen Wanderungsgewinn, der bei den Männern wiederum markanter ausfällt als bei den Frauen (siehe Abb. 5). Dieser geringfügige Zuzug aus anderen Thüringer Landkreisen in das Altenburger Land kann jedoch das insgesamt negative Wanderungssaldo von -186 Personen allein im Jahr 2014 kaum anheben (vgl. THÜRINGER LANDESAMT FÜR STATISTIK 2016c).

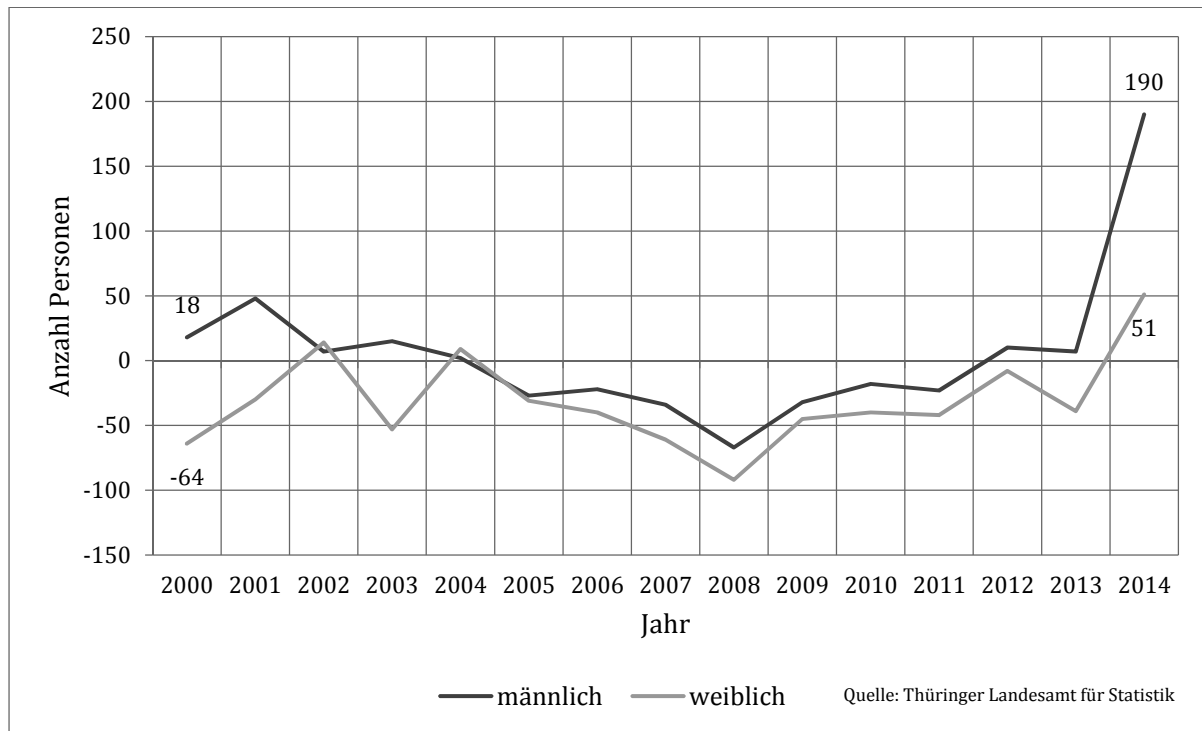


Abb. 5: Wanderungssaldo des Altenburger Landes im Zeitraum von 2000 bis 2014 (Wanderungen innerhalb des Landes Thüringen, zwischen dem Altenburger Land und anderen Landkreisen)

Die demographische Situation ist insgesamt von einer starken Verschiebung der Altersstruktur gekennzeichnet: Während die Bevölkerungszahl im Zeitraum zwischen 2000 und 2014 in der Altersklasse der 0- bis 15-Jährigen um 27,5% und bei den 15- bis 25-Jährigen sogar um 41,8% abnahm, verzeichnete die Gruppe der über 65-Jährigen einen Zuwachs von 17,7% (vgl. Thüringer Landesamt für Statistik 2016a; siehe Abb. 1). Aus dem Wanderungsgeschehen resultiert, dass seit 2009 die über 65-Jährigen mit 27,4% zur verhältnismäßig größten Bevölkerungsgruppe im Altenburger Land geworden sind (vgl. ebd.). Den Vorausberechnungen des Thüringer Landesamtes für Statistik folgend (vgl. Thüringer Landesamt für Statistik 2016d), wird dieser Trend in den kommenden Jahren wohl noch verstärkt werden: So wird bis 2020 die Gruppe der 0- bis 19-Jährigen voraussichtlich um weitere 9% und die Gruppe der 20- bis 65-Jährigen um 24,7% abnehmen, während die Alterskohorte der über 65-Jährigen um zusätzliche 12% anwachsen soll.

Die Gruppe der 0- bis 19-Jährigen ist in den Jahren 2000 bis 2010 in allen Gemeinden des Altenburger Landes geschrumpft, allerdings mit beträchtlichen räumlichen Unterschieden (siehe Abb. 6): Während Treben und Langenleuba-Niederhain mit -10 bis -20% nur vergleichsweise wenige Verluste in dieser Altersgruppe zu verzeichnen haben, sind es im Westen des Altenburger Landes teilweise etwa -50%, in Drogen und Wildenborten sogar über -60%.

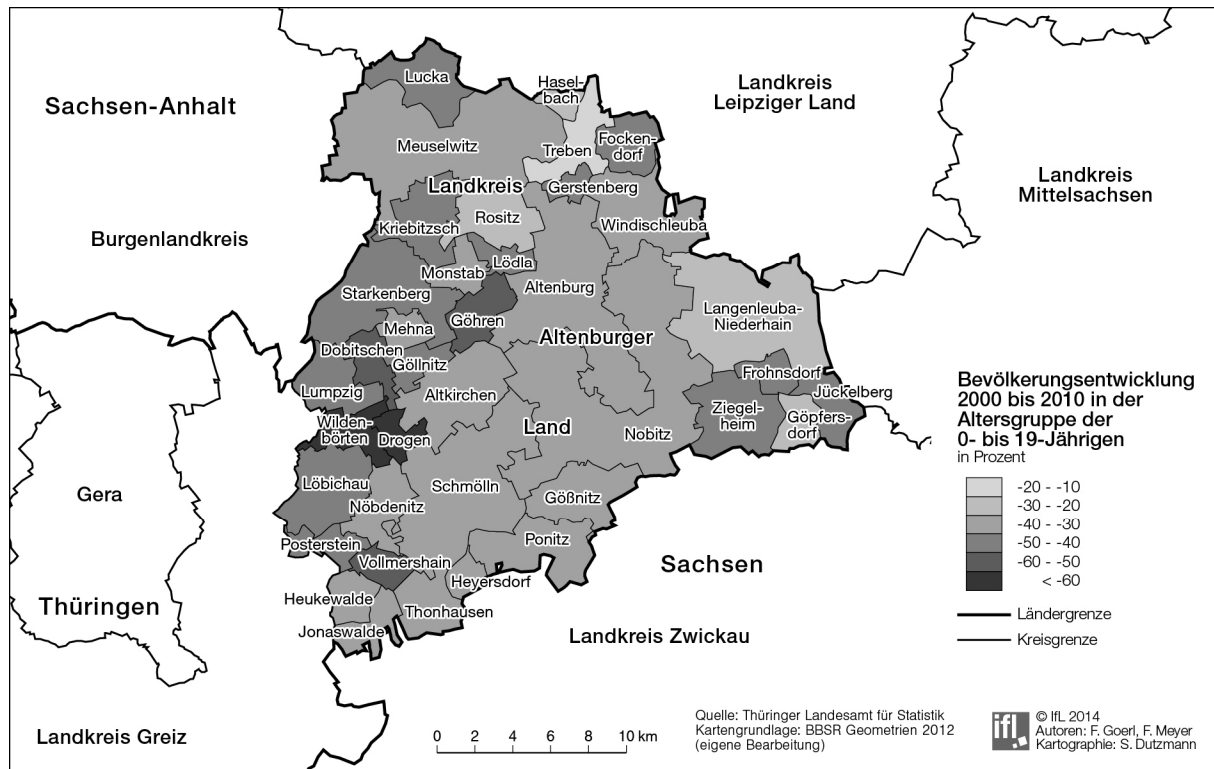


Abb. 6: Bevölkerungsentwicklung im Altenburger Land im Zeitraum von 2000 bis 2010 (Altersgruppe der 0- bis 19-Jährigen)

Die Bedeutung der negativen quantitativen demographischen Entwicklungen liegt dabei jedoch nicht in den Zahlen selbst, sondern vielmehr darin, ob und wie sie von verschiedenen Akteuren und gesellschaftlichen Instanzen wahrgenommen und welche Schlüsse aus ihnen gezogen werden. Relevanz erlangen solche Daten vor allem dann, wenn sie aktuell oder zukünftig als problematisch angesehen werden. Dies ist in Bezug auf die sinkende Zahl der Jugendlichen der Fall: Die politische Aufmerksamkeit richtet sich zunehmend auf potenzielle Folgen der Abwanderung junger Menschen, die darin gesehen werden, dass einer von Bevölkerungsverlusten¹ in diesem Segment betroffenen Region zukünftig Arbeitskräfte fehlen würden. In der sog. Fachkräftemangel-Debatte sehen sich Politiker/innen vielfach gezwungen, dem Verhindern von Abwanderung höchste Priorität einzuräumen². Jenseits der jeweiligen Positionierungen wird aber deutlich: Das potenzielle Wanderungsverhalten junger Menschen wird als *politisch* relevant angesehen, weil sie – als Arbeitskräfte wie auch als zukünftige Eltern einer weiteren Generation – eine ökonomische Ressource darstellen. Es ist also nicht zuletzt eine pragmatische Dimension, auf Grund derer Jugendliche in den Fokus gegenwärtiger medialer und politischer Aufmerksamkeit rücken.

¹ Sei es durch Abwanderung oder durch natürliche Bevölkerungsentwicklung.

² Vgl. die Äußerungen der Landrätin des Altenburger Landes Michaela Sojka: <http://www.lvz.de/Region/Altenburg/Sojka-Altenburger-Land-muss-Abwanderung-stoppen-und-Zuzug-verstaerken> (letzter Zugriff am 05.02.2017).

Angesichts der Dominanz des Themas in der medialen Darstellung ländlicher und schrumpfender Räume ist es nahezu unvermeidlich, dass Jugendliche, ihre Äußerungen und ihre Wahrnehmungen dann auch *vor allem* im Lichte *dieser* Problematik wahrgenommen werden. Das gilt selbstverständlich nicht nur für das Altenburger Land, Thüringen, oder die neuen Bundesländer, da mit dieser Problemlage viele ländliche und periphere Regionen assoziiert werden. In der Regel verschärft sich die politische Herausforderung – Jugendliche in von Abwanderung betroffenen Regionen im Hinblick auf die Zukunft der Region in derselben halten zu wollen – noch dadurch, dass in betroffenen Regionen die aktuelle Jugendarbeitslosigkeit sehr hoch ist.

In diesem Kontext wird der Gruppe der Schulabsolvent/innen auf Grund der unmittelbaren und unumgänglichen Entscheidung in Bezug auf den Ausbildungs-, Studien- und Arbeitsort – ob bewusst oder unbewusst – eine große Gestaltungsmacht über die Entwicklung der Region zugeschrieben³. Insofern ist es verständlich und konsequent, dass im Landkreis verschiedene Versuche stattfinden, die Attraktivität der Region aus der Sicht der Jugendlichen zu erhöhen: So dient beispielsweise die Veranstaltung „Jugend forscht“ u.a. dazu, Jugendliche mit regionalen Unternehmen zu vernetzen und langfristige Karriereperspektiven zu bieten.

Jugendliche werden allerdings – indem sie zum Gegenstand politischen Handelns werden – zu Akteuren in einem ganz bestimmten Feld, nämlich dem der zukünftigen Entwicklung der Region. An sie werden Hoffnungen und Erwartungen gerichtet; ihre Zukunftsvorstellungen sind nicht mehr nur eine persönliche Angelegenheit, sondern vielmehr eine Angelegenheit kollektiven Interesses – nicht notwendigerweise jede einzelne Vorstellung und Entscheidung, aber insofern, dass viele Einzelentscheidungen in der Summe Auswirkungen auf ein sozial-räumliches Gefüge wie das „Dorf“, die „Stadt“ oder die „Region“ haben können.

Folglich sind die Wahrnehmungen, Deutungen, (übergeordneten) Sinnzusammenhänge und individuellen Schlussfolgerungen von Jugendlichen in Bezug auf ihre räumlichen Zukunftsentscheidungen nicht nur für sich genommen und im Hinblick auf die Selbstpositionierung der Jugendlichen interessant, aufschlussreich und untersuchungswürdig – sie sind es vor allem auch vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Symptome und daraus abgeleiteter Programmatiken.

Die quantitativen Symptombeschreibungen legen Vermutungen hinsichtlich facettenreicher sozialer, institutioneller und auch intergenerationaler Problemlagen und Konfliktlinien nahe, gewähren jedoch in keinem Fall einen Einblick in deren Gestalt, Intensität und Wirkmechanismen in den Köpfen der Menschen vor Ort. Sie liefern z.B. keinen Aufschluss darüber, wie mögliche Wanderungsentscheidungen von dem/der Einzelnen in Verbindung gebracht wird mit dem eigenen Lebensumfeld, dem Dorf, der Stadt, der Region und damit den alltäglichen Zusammenhängen, in denen sich Jugendliche bewegen. Ebenso bleibt bei statistischen Analysen außen vor, welche Wirkungszusammenhänge von den Betroffenen angenommen und für wichtig erachtet werden, wie und wo Fragen von „Heimat“ und „Weggehen (müssen)“ überhaupt thematisiert werden.

³ Die Entscheidung, eine Ausbildung oder ein Studium außerhalb der Heimatregion aufzunehmen, schließt natürlich eine spätere Rückkehr keineswegs aus; solche primären Entscheidungen können sich aber durchaus als präjudizierend erweisen. Dass im Moment des Weggehens die Rückkehr subjektiv als definiertes Ziel erscheinen mag, bedeutet nicht, dass dies später noch prioritär ist (siehe zu Rückkehrern allgemein: vgl. LANG u. NADLER 2014).

Mit der vorliegenden Studie setzen wir genau an diesem Punkt an: Basierend auf einer qualitativen Falluntersuchung versuchen wir, die Zukunftsorientierungen von Schüler/innen im Altenburger Land tiefergehend zu eruieren und im Ansatz zu interpretieren. Dabei geht es nicht darum, aus einzelnen Aussagen Schlüsse auf eine ganze Altersgruppe zu ziehen. Vielmehr geht es um das einzelfallbezogene und gesprächsbasierte Offenlegen tiefergehender Erwägungen, Assoziationen, Annahmen und Begründungen, die von Jugendlichen hervorgebracht werden. In einer empirischen Untersuchung wurden dazu in den Jahren 2014 und 2015 Gruppendiskussionen und Interviews an weiterführenden Schulen im Altenburger Land durchgeführt (siehe Kapitel 3), um exemplarisch die Wahrnehmungen von Schüler/innen im Alter von 15 bis 21 Jahren – also jener Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die kurz vor oder mitten im Entscheidungsprozess bezüglich ihres beruflichen Werdegangs stehen – hinsichtlich ihrer Heimatregion, ihrer Zukunftsperspektiven und -orientierungen sowie möglichen Wanderungsentscheidungen zu erfragen.

Die Untersuchung wurde als Teilstudie im Rahmen des Forschungsprojektes „Diskurs und Praktiken in schrumpfenden Regionen“ durchgeführt. Dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Zeitraum von 03/2013 – 08/2016 finanzierte und von Dr. Judith Miggelbrink geleitete Projekt widmet sich der Grundlagenforschung bezüglich des Zusammenhanges zwischen kommunizierten und assoziierten Eigenschaften einer als schrumpfend etikettierten Region bzw. der darin lebenden Bevölkerung, sowie den Auswirkungen eben dieser Kommunikation auf die betroffenen Einwohner/innen.

Während der Bearbeitung der Teilstudie entstanden mehrere Qualifikationsarbeiten: So wurden zwei Bachelorarbeiten am Institut für Geographie der Universität Leipzig sowie eine besondere Lernleistung (BELL) eines Leipziger Abiturienten u.a. auf der Basis der Erhebungen erstellt. Weiterhin befindet sich derzeit eine Dissertation im Entstehen.

Das vorliegende Heft beschreibt die Ergebnisse der Teilstudie und reflektiert diese anhand des Altenburger Landes als Beispiel einer schrumpfenden Region. Hierzu wird in Kapitel 3 die methodische Herangehensweise beschrieben und reflektiert. In Kapitel 4 folgt die strukturierte Auswertung der Gesprächsschwerpunkte der Gruppendiskussionen. Diese Ergebnisse werden in Kapitel 5 interpretiert und in Kapitel 6 übergreifend zusammengefasst. Weiterhin wurde dem vorliegenden Bericht eine Zusammenfassung vorangestellt (siehe Kap. 1).

3. Methodisches Vorgehen

3.1 Gewählte Methoden und damit einhergehende Prämissen

Übergeordnetes Ziel der Fallstudie ist es, exemplarisch am Beispiel des Altenburger Landes individuelle Wahrnehmungsmuster und Bewertungs- und Verarbeitungsweisen der in Kapitel 2 skizzierten sozioökonomischen und -demographischen (Schrumpfungs-)Prozesse aus der Sicht Jugendlicher zu untersuchen. Diesem Ziel ist die zentrale Forschungsfrage immanent, inwieweit das Handeln der Subjekte durch Schrumpfungsprozesse bzw. -diskurse informiert ist. Der Fokus der Untersuchung liegt daher – wie bereits weiter oben angedeutet – weniger auf den soziostatistischen Kenngrößen, als vielmehr auf deren subjektbezogenen Implikationen für die Untersuchungsgruppe – also den explizit und implizit hergestellten lebensweltlichen Bezügen für die Jugendlichen. Diese Bezüge sollen hinsichtlich der Wahrnehmung ihrer Heimatregion, ihrer Zukunftsperspektiven, ihrer Zukunftsorientierungen und möglicher Wanderungsentscheidungen erfasst werden.

Diese Forschungsperspektive geht mit mehreren methodologischen und methodischen Prämissen einher: Um tieferliegende Erwägungen aufzudecken, welche insbesondere Zukunftsperspektiven und -orientierungen konstituieren, gilt es, einen subjektzentrierten Forschungsansatz jenseits strukturell-statistischer Generalisierungs- und Quantifizierungsansprüche zu verfolgen. Die qualitativ orientierte empirische Sozialforschung bietet dabei nach LAMNEK (vgl. 2005, S. 28) das geeignete Werkzeug, um subjektive Einstellungen und Rationalisierungen zu untersuchen. Dabei rückt „[...] das Handeln und Interagieren der Subjekte im Alltag“ in seiner Komplexität und Ursächlichkeit in den Fokus (vgl. FLICK 2014, S. 27). Folglich ist die vorliegende Studie stark an einer Methodologie und Methodik qualitativer Sozialforschung angelehnt, wobei sich im Sinne eines rekonstruktiven und reflexiven Verständnisses an die sinnstiftenden, alltäglichen Konstruktionen und Typenbildungen der Jugendlichen; eine Art *common sense* (vgl. PRZYBORSKI U. WOHLRAB-SAHR 2014, S. 12) angenähert wird.

Jedoch stehen nicht allein individuelle Alltagskonstruktionen und Deutungen im Mittelpunkt, sondern vor allem das Verhältnis dieser zu kollektiven Orientierungen, welche bei Zukunftsüberlegungen junger Menschen eine empfindliche Rolle spielen: Nach SCHITTENHELM (vgl. 2010, S. 94f.) ist besonders der Übergang von Schule zu beruflicher Ausbildung bzw. Studium eine kollektiv geteilte Statuspassage, die selten individuell, sondern oft im Verhältnis untereinander ausgehandelt wird. Dies liegt nach BEETZ (vgl. 2009, S. 150) an der biographischen Offenheit und geringen Festlegung während der Jugendphase, wodurch kollektive Orientierungen eine besondere Wirkmächtigkeit entfalten. Zudem sind mit Beetz insbesondere Wanderungsentscheidungen keine isolierten Vorgänge, sondern biographisch und sozial eingebettet (vgl. ebd., S. 140). Aufgrund dieser Annahmen wurde sich in der vorliegenden Studie für die Durchführung von Gruppendiskussionen entschieden, welche eben jene interaktive Herausbildung der Orientierung zum Gegenstand der Analyse machen (vgl. SCHITTENHELM 2010, S. 95).

In Anlehnung an BOHNSACK et al. (vgl. 2010, S. 13) bietet die Gruppendiskussion einen geeigneten Zugang zu kollektiven Orientierungen und geteilten, impliziten Wissensbeständen. Dabei lassen sich gemeinsame Alltagskonstruktionen und Deutungen der Jugendlichen nicht nur themenbezogen identifizieren, sondern auch prozessorientiert in ihrer (kommunikativen) Aushandlung und Konstitution nachvollziehen. Dies wird insbesondere durch eine methodenspezifisch dynamische und interaktive Gesprächsatmosphäre ermöglicht, welche zu einer Offenheit führen kann, die sich durch eine frontalere Interviewsituation nicht nachbilden lässt.

In der besonderen Eignung der Methode für das Forschungsvorhaben liegen allerdings auch gleichzeitig einige Stolpersteine: So wird der Zugang zu kollektiven Orientierungen erst durch die Herstellung einer Selbstläufigkeit der Diskussion möglich (vgl. BOHNSACK 2008, S. 379), das heißt nur dann, wenn die Jugendlichen ohne Interventionen offen aufeinander Bezug nehmen und miteinander diskutieren. Dabei erwies sich die Gruppendynamik in den jeweiligen Klassenverbänden als entscheidender Aspekt, denn die Untersuchung einer Realgruppe von Schüler/innen birgt die Schwierigkeit, dass bereits eine über längere Zeit eingefahrene soziale Hierarchie untereinander herrschen kann. Diese kann sich sowohl in der Trennung in Schweigende und Viel-Redende, als auch in einem Effekt der sozialen Erwünschtheit widerspiegeln, wobei die Teilnehmenden nur so viel preisgeben, wie es ihre Position in der Gruppe nicht gefährdet (vgl. KÜHN U. KOSCHEL 2011, S. 238). Damit kann zudem ein normativer Anpassungsdruck einhergehen, welcher in (fälschlich) konforme Meinungsbilder resultiert (vgl. ebd., S. 245).

Um diese generellen Herausforderungen der Methode im Sinne einer teils widerständigen Dynamik in den Griff zu bekommen, wurden seitens der Moderation methodische Impulse gesetzt (vgl. SCHWARZENBERG 2016, S. 120ff.): So wurde versucht alle Teilnehmenden gleichmäßig einzubinden und gleichberechtigt anzusprechen, um dabei eine Atmosphäre nahbarer Vertrautheit zu schaffen. Hierbei zeigte sich eine gewisse Flexibilität und Spontanität in der Diskussionsführung als entscheidend für den Zugang zu den Jugendlichen. Mit einem interessierten, immanenten, sich direkt auf angesprochene Aspekte beziehende Nachfragen konnte ihnen verdeutlicht werden, dass man ihre subjektiven Lebenswelten und Alltagsbezüge ernst nimmt und sie keinesfalls auf ein Mittel zum Zweck der Forschung reduziert werden. Zudem ermöglicht ein gewisses Maß an situativer Anpassung seitens der Moderation die fallspezifische Entfaltung einer gruppenbezogenen Eigenstrukturiertheit, die nach BOHNSACK (vgl. 2010, S. 181f.) als Gütekriterium qualitativer Sozialforschung im Sinne einer „Objektivität“ verstanden werden kann.

Ergänzend wurden zudem leitfadengestützte, qualitative Interviews mit den Lehrer/innen durchgeführt, welche bei den jeweiligen Gruppendiskussionen (zumeist beobachtend) anwesend waren. In diesen Gesprächen, die den Diskussionen mit den Jugendlichen nachgelagert waren, konnten zum Teil – basierend auf der individuellen Erfahrung der Lehrer/innen mit den jeweiligen Schulklassen – bestimmte individuelle Verhaltensmuster, Aussagen, aber auch gruppenbezogene Dynamiken besser eingeordnet werden.

3.2 Beantragung und Organisation der Erhebungen

Da die empirische Erhebung an Schulen durchgeführt und somit ein institutioneller Zugang zum Forschungsfeld gewählt wurde, mussten im Rahmen der organisatorischen Vorbereitung entsprechende Regularien des Freistaates Thüringen berücksichtigt werden. So wurde zunächst gemäß §57 Absatz 5 des Thüringer Schulgesetzes ein Antrag zur Durchführung einer wissenschaftlichen Untersuchung an den Schulen im Altenburger Land beim Staatlichen Schulamt Ostthüringen eingereicht. Erst auf Grundlage der erteilten Genehmigung am 03.03.2014 durch das Staatliche Schulamt Ostthüringen wurden alle weiterführenden Schulen im Altenburger Land schriftlich kontaktiert. Um dabei die Themenschwerpunkte des Forschungsvorhabens für die Schulleitungen möglichst transparent zu halten, wurden entsprechende Leitfäden zu Gruppendiskussionen und Lehrer/inneninterviews beigelegt.

Die Kontaktherstellung zu den Schulen und insbesondere die konkreten Terminvereinbarungen gestalteten sich dabei teils schwierig und zeitintensiv. Grundsätzlich wurde jedoch von fast allen Schulen von Beginn an Bereitschaft und Interesse signalisiert. Letztendlich konnten so von den

ursprünglich geplanten 18 Gruppendiskussionen 15 durchgeführt werden, wobei sich diese aufgrund der organisatorischen Hürden auf einen Zeitraum von ca. einem Jahr (2014/2015) verteilen. Ergänzend dazu wurden insgesamt 11 Interviews mit Lehrer/innen bzw. Schulleiter/innen, welche auch den Diskussionen beiwohnten, durchgeführt.

Vor der Erhebung galt es, die Teilnahmegenehmigungen der Eltern einzuholen, welche für die Durchführung einer wissenschaftlichen Studie mit Minderjährigen notwendig sind. Dies wurde durch die Schulen organisiert und funktionierte soweit, dass nahezu alle (minderjährigen) Jugendlichen die Genehmigung zum Tag der Erhebung vorweisen konnten. Vereinzelt (minderjährige) Schüler/innen, die keine Genehmigung vorweisen konnten, mussten aus den jeweiligen Diskussionen freigestellt werden.

Die Gruppendiskussionen wurden in der Regel durch zwei am Forschungsprojekt beteiligte Personen gemeinsam durchgeführt, was einen methodisch sinnvollen Wechsel zwischen beobachtender und moderierender bzw. nachfragender Rolle ermöglichte. Die Erhebungen fanden in den jeweiligen Klassenzimmern der Schulen statt, was eine tendenziell institutionelle und formelle Wirkung des Unterrichtskontextes befürchten ließ, welche eine ungehemmte und alltagsnahe Kommunikation eher behindert. Entgegen dieser Annahme zeigten sich die Jugendlichen im Verlauf der Diskussionen – nach anfänglichen „Aufwärmphasen“ und Impulsgebungen durch die Moderatoren – jedoch überwiegend aufgeschlossen, kommunikativ und an der Forschungsthematik interessiert. So entstanden in vielen Fällen selbstläufige Gesprächspassagen, in denen die Schüler/innen ohne größere Interventionen und Gesprächsdisziplinierungen intensiv aufeinander Bezug nahmen. Besonders in diesen selbstläufigen und diskussionsintensiven Passagen kristallisierten sich lebensweltlich relevante Themenbereiche heraus, welche häufig durch immanentes Nachfragen der Moderatoren vertieft werden konnten und für die Auswertung von besonderem Interesse sind. Abgesehen von vereinzelt schweigsamen und trägen Abschnitten, musste die Gesprächsdynamik nur wenig beeinflusst werden. Lediglich an einer Schule nahm eine unruhige und unfokussierte Atmosphäre seitens der Teilnehmenden überhand, so dass trotz intensiver Bemühungen eine Lenkung der Aufmerksamkeit auf die Forschungsthematik schwierig war.

Die anschließenden Interviews mit den Lehrer/innen lieferten ergänzende Informationen zu zwischenmenschlichen Aspekten und Besonderheiten der jeweiligen Klassenverbände. Die Rückmeldungen der Lehrer/innen zur Art und Weise der durchgeführten Untersuchung waren dabei durchweg positiv. Es wurde ein Grundkonsens ob der Wichtigkeit des Austauschs der Jugendlichen untereinander über die in der Erhebung angeschnittenen Themen hervorgehoben. Die meisten Lehrer/innen konstatierten zudem, dass ein solches Kommunikationsformat – auch unabhängig vom eingebetteten Forschungskontext – hilfreich für den Reflexionsprozess der Jugendlichen sei.

Alle Gruppendiskussionen wurden akustisch aufgezeichnet und anschließend nach vereinfachten Regeln transkribiert. Das bedeutet, dass auf eine Wiedergabe von Dialekten verzichtet wurde, jedoch grammatikalische Abweichungen, unkorrekte Bezüge und unvollständige Sätze übernommen wurden, um interpretative Dimensionen einer authentischen Alltagssprache nicht auszuklammern. Zudem wurden Sprechüberschneidungen und Nonverbales (wie z.B. Lachen, Seufzen, ironische Bezüge etc.) nach einem einheitlichen System verschriftlicht, um der Interaktionsebene der Gruppendiskussionen gerecht zu werden. Personennamen, sowie Namen von Institutionen und Orten wurden entsprechend der Zusicherung im Antrag zur Durchführung – und im Sinne

gängiger sozialwissenschaftlicher Praxis – anonymisiert, so dass Rückschlüsse auf einzelne Personen und Ereignisse nicht mehr möglich sind. Damit wird auch den Anforderungen des Thüringer Schulgesetzes (gemäß §57 Absatz 5) entsprochen.

3.3 Durchführung der Auswertung und interpretative Grenzen

In der textbasierten Auswertung und Analyse des erhobenen und transkribierten Materials wurde sich am Verfahren der Qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (vgl. 2010) orientiert. In diesem Verfahren wird prinzipiell nach festgelegten Analyseschritten vorgegangen, welche sich aber intuitiv und gegenstandsbezogen konstruieren und an das jeweilige Material anpassen lassen (vgl. ebd., S. 50). Die zugrundeliegende Analysestruktur der gewählten Methode bringt den Vorteil mit sich, auch einen größeren Materialumfang systematisch und nachvollziehbar bearbeiten zu können (vgl. MAYRING 2000, S. 3). Dabei steht der Schritt der Kodierung und Kategorienbildung im Zentrum, mit welchem die Komplexität des untersuchten sozialen Phänomens – in diesem Fall der Wahrnehmungs- und Orientierungsmuster der Jugendlichen – reduziert werden sollen.

Diese Kategorienbildung – im Sinne einer strukturierenden Zuordnung von Textpassagen zu Codes bzw. Überbegriffen – kann dabei idealtypisch deduktiv (theorie- bzw. thesengeleitet) oder induktiv (empiriegeleitet) geschehen. In der vorliegenden Untersuchung wurde sich einer Mischform (deduktiv-induktive Kategorienbildung) bedient, wobei zunächst deduktiv Hauptkategorien anhand des Erkenntnisinteresses und der Forschungsfragen formuliert wurden, um anschließend das Abstraktionsniveau systematisch zu reduzieren und in intensiver, repetitiver Auseinandersetzung mit dem Material induktiv Subkategorien herauszuschälen, welche sich valide an wesentliche Bedeutungsaspekte des Materials annähern (vgl. SCHREIER 2014, S. 3). Durch dieses an die inhaltlich-strukturierende Form der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. KUCKARTZ 2014, S. 77ff.) angelehnte Vorgehen wird sich in einem reflexiven Prozess durch eine Art Rückkopplungsschleife fortwährend den Sinnstrukturen der von den Jugendlichen als relevant erachteten Themenfeldern angenähert (vgl. MAYRING 2000, S. 3f.). Auf Basis einer solchen Strukturierung und Zusammenfassung des Materials durch die qualitative Inhaltsanalyse können zum einen themenbezogen die subjektiven (Sinn-)Zusammenhänge der Schüler/innen aufgedeckt und kontextbezogen eingeordnet werden. Zum anderen konnten dadurch aber auch die jeweils den Codes zugeordneten Textpassagen hinsichtlich ihrer semantischen Besonderheiten – wie zum Beispiel zentraler Begriffe und Formulierungen – ihrer dominanten Argumentationsweisen, sowie ihrer gruppenspezifischen Interaktionen (Konsens- und Dissensbildung) vertiefend analysiert und interpretiert werden. Ganz entscheidend ist dabei, dass der Auswertung interpretative Grenzen gesetzt sind, welche aus den bis hierher erläuterten methodologischen und methodischen Prämissen und ihrem jeweiligen Erkenntnishorizont resultieren. Für die in Kapitel 4 folgende strukturierte Darstellung der Ergebnisse sind daher abschließend einige wichtige Rahmenbedingungen zusammenzufassen:

- a. Von den Jugendlichen werden vielfach Orte – Städte, Dörfer, Stadtviertel, Plätze – benannt und beschrieben; teils mit plastischen und plakativen Begriffen und Bildern. Die Zitate geben jedoch keine Fakten über diese Orte wieder, sondern die jeweiligen Wahrnehmungen und das jeweilige Wissen derer, die es artikulieren. Es geht mithin nicht um objektive Wahrheit und richtig oder falsch, sondern um das, was aus der Sicht der jeweiligen Schüler/innen für sie relevant und wichtig (und *in diesem Sinne*: wahr) ist und woran sie sich orientieren. Manche Aussagen mögen übertrieben oder – gemessen an statistischen Fakten – falsch erscheinen; sie geben aber etwas wieder, was aus der Sicht der Jugendlichen in der spezifischen Situation eine bestimmte Aussage oder Position illustriert, begründet und nachvollziehbar

macht und in diesem Sinne auf authentischen und evidenten Erfahrungen beruht (vgl. BOHNSACK 2010, S. 177).

- b. Alle im Folgenden verwendeten Aussagen sind in Gruppendiskussionen und Interviews entstanden und dürfen folglich nur in diesem Entstehungskontext und nicht losgelöst von diesem als allgemeingültige Aussagen verstanden und interpretiert werden. Im Sinne einer hier angewandten rekonstruktiven Sozialforschung werden Einzeläußerungen überhaupt erst im Kontext einer Gesamterzählung verständlich (vgl. BOHNSACK 2010, S. 21). Dies gilt umso mehr für die dynamische Methode der Gruppendiskussion, welche in besonderem Maße situativ und gruppendynamisch verankert ist.
- c. Ein zentrales, leitendes Prinzip qualitativer Forschung besteht zudem darin, keine „Schrumpfform quantitativer Forschung“ (vgl. PRZYBORSKI U. WOHLRAB-SAHR 2014, S. 5) zu sein. Es geht folglich nicht darum, aus vielen einzelnen Gesprächen verallgemeinerbare Aussagen zu ziehen. Vielmehr soll dem *Subjektiven*, das sich eben nicht aus allgemeinen Strukturen ableiten lässt, ein eigener Platz eingeräumt werden. Ob eine bestimmte Aussage nur von einer Person vorgebracht wird oder von mehreren, ist also nicht unbedingt ausschlaggebend; wichtiger ist (uns), *welche* Deutungen und *welche* Erklärungen auftauchen und wie sich die Spannweite dessen darstellt, was von den Schüler/innen geäußert wird.

4. Ergebnisse der Untersuchung

Heranwachsende im Altenburger Land nehmen ihre Umgebung auf sehr unterschiedliche Weise wahr und verbinden verschiedenste, teils auch widersprüchliche Empfindungen mit der Region ihrer Herkunft. Insbesondere jene Jugendlichen, die an der Schwelle zum Abschluss ihrer Schul- ausbildung stehen, sehen das Altenburger Land vor allem aus einer an Restriktionen und Nach- teilen ausgerichteten Perspektive. Diese Perspektive ist eng verknüpft damit, dass die Entschei- dung über eine mögliche berufliche Laufbahn ortsspezifisch determiniert und limitiert ist. Die Mehrzahl unserer Gruppendiskussionen war daher oftmals von negativen Gefühlsäußerungen und Einstellungen zur Option des Dableibens bestimmt.

Die Gespräche drehten sich dabei geraume Zeit um durch die Jugendlichen wahrgenommene Probleme im Altenburger Land, die im Rahmen dieser Studie in Kapitel 4.2 thematisiert werden. Diese negativen Charakteristika des Lebens in der Region gewinnen vor dem Hintergrund einer nahenden Entscheidung bezüglich eines Wegzuges aus oder Verbleibens innerhalb der Region an Bedeutung und werden von den Jugendlichen mit dem Abwägungsprozess in Verbindung ge- bracht. Die in diesen Erwägungen auftauchenden konkreten Zukunftsvorstellungen und Begrün- dungen werden in Kapitel 4.3 zusammengefasst. Der Abwägungsprozess findet jedoch auch in In- teraktion mit dem sozialen Umfeld der Jugendlichen statt, die fortwährend zwischen verschiede- nen Ansprüchen, Angeboten und – sich durchaus ändernden – eigenen Vorstellungen navigieren. Die entsprechenden Arenen der Aushandlung werden in Kapitel 4.4 dargestellt. Die individuellen Abwägungen der Jugendlichen sind dabei zweifellos nicht ausschließlich durch Rationalität ge- zeichnet; sie gehen mit mannigfaltigen Empfindungen und Emotionen einher, die sich insbeson- dere auf die für die jeweilige Person spezifisch bedeutsamen Faktoren der Lebenswelt beziehen. Diese emotionale Dimension im Spannungsfeld von Zukunftsängsten und -hoffnungen wird in Ka- pitel 4.5 behandelt. Viele Jugendliche sehen tatsächlich ihre Zukunft außerhalb der Region, haben aber – ausgehend von ihren eigenen Beobachtungen – konkrete Änderungswünsche und -ideen. Diese fassen wir in Kapitel 4.6 zusammen. Der vereinzelt erkennbare Ansporn, sich in der Region zu engagieren, lässt sich dabei indirekt mit dem Willen in Verbindung bringen, die Gründe für Fortzüge zu reduzieren. Neben der Dominanz problembezogener Perspektiven darf nicht unbe- rücksichtigt bleiben, dass die Teilnehmer/innen der Gruppendiskussionen auch positive Aspekte des Lebens im Altenburger Land artikulierten; diese werden im Folgenden zunächst in Kapitel 4.1 zusammengefasst.

4.1 Das Altenburger Land aus der Sicht Jugendlicher

Meist schon in der Frühphase der Gespräche haben wir nach dem Bild gefragt, das die Jugendli- chen von ihrer Heimatregion haben. Eine Einschätzung, die uns mehrfach präsentiert wurde, hebt den ländlichen Charakter des Altenburger Landes abseits der städtischen Infrastrukturen hervor, den die Jugendlichen wenigstens hypothetisch für attraktiv halten:

„Hier ist halt auch wirklich sehr viel Natur, das wäre halt gut, wenn man halt zum Bei- spiel eine Familie gründen wollen würde, wäre es halt hier wirklich sehr gut.“

(GD_24:480⁴)

Dabei werden die positiven Aspekte des Ländlichen vor allem durch den idealtypischen Kontrast zu einem als laut (vgl. GD_25:566), dreckig (vgl. GD_12: 436), familienunfreundlich (vgl. GD_24:480) und teils gefährlich empfundenen Städtischen (vgl. GD_16:529ff.) gesehen. Interes-

⁴ Die Angabe der Transkriptstellen geschieht mittels eines anonymisierten Chiffresystems, bei dem die interne Nummer der Gruppendiskussion (GD_xx) von der Angabe der Zeilenzahl im jeweiligen Transkript gefolgt wird.

santerweise werden sogar – entgegen der sonst sehr dominanten Anprangerung mangelnder Beschäftigungsmöglichkeiten für Jugendliche auf dem Dorf – vereinzelt besondere Freiräume des Ländlichen identifiziert:

„Also ich finde auch, dass das hier eine schöne ruhige Umgebung ist. In Großstädten, wenn man da jetzt mit Freunden oder so ist, kann man jetzt nicht so viel Freizeitaktivitäten machen, also jetzt mit dem ganzen Dorf Fußball spielen zum Beispiel. Das geht ja schlecht, dass man da so einen schönen Fußballplatz im Wald hat oder so, das ist ja dann mehr so Beton [...], solche Filzplätze oder so etwas. Naja, halt nicht so natürlich.“
(GD_20:174)

Altenburg, Schmölln und Meuselwitz, die größten Orte der Region, werden dabei mitunter als Gegenpole zu dieser idealisierten Natur-Idylle gesehen; im Verhältnis zur Natur und zu den Dörfern verkörpern sie das Städtische. Generell wird dem Altenburger Land eine saubere Luft (vgl. GD_18:819ff.) und verhältnismäßig moderater Verkehr (vgl. GD_18:832ff.) attestiert. Darüber hinaus werden mehrfach Orte positiv hervorgehoben, welche Freizeitaktivitäten ermöglichen, wie z.B. Skaterparks (vgl. z.B. GD_28:112ff.), Freibäder (vgl. GD_18:819), ein Badensee (vgl. GD_30:809ff.) sowie Radwege (vgl. z.B. GD_18:822). Gerade mit Altenburg selbst wird eine hohe Anzahl an Sportmöglichkeiten verbunden (vgl. GD_18:835ff.). Auch werden die vielgestaltige Geschichte Altenburgs (vgl. GD-12:441ff.), die historische Verbindung mit dem Kartenspiel Skat (vgl. GD_27: 122) und – allgemein – kulturelle Einrichtungen als positive Elemente angeführt:

„Weil was ich persönlich schön finde ist, zum Beispiel, dass man, dass es erstens viele schöne alte Ecken auch gibt, also diese kleinen Gassen, das finde ich dann wiederum- Das macht halt den Flair von Altenburg aus. Oder, was ich zum Beispiel sehr schön finde, ist unser Park, der ganze Schlosspark, diese ganze Ecke, ich mag die. Das ist dann wieder etwas Gutes an Altenburg.“ (GD_27:332)

Jedoch wird rasch ersichtlich, dass insbesondere kulturelle Aspekte mehrheitlich nicht dem unmittelbaren Erfahrungsschatz der Jugendlichen entspringen, sondern dass diese eher Hören-Sagen wiedergeben: So berichten zwar mehrere Klassen von Besuchen im Theater; die Mehrheit der Schüler verneint jedoch, auch privat – zum Beispiel zusammen mit den Eltern – diese Einrichtungen zu nutzen (vgl. GD_26:519ff.). Man kann vermuten, dass diese Elemente in gewisser Weise die Schauseite der Stadt und der Region darstellen, die einem Außenstehenden präsentiert werden; sie können eine gewisse Strahlkraft entfalten. Diese Beschreibungen werden allerdings nicht gewählt, um die touristische Attraktivität zu unterstreichen, sondern in eher allgemeiner Weise mit Ruhe, Sicherheit und Familienfreundlichkeit verbunden.

In den Lebenswelten der Jugendlichen spielen die kulturellen Ausstattungsmerkmale kaum eine Rolle. Vielmehr konstatieren sie recht deutlich, dass eben jene Einrichtungen – aber auch die Rolle des Skatspiels – für ihre Altersgruppe kaum von Relevanz sei; zudem messen sie dem Image außerhalb der Region keine sonderliche Bedeutung zu:

A: *„Ich würde ja nicht nach Altenburg ziehen, weil es eine Skatstadt ist. Also ich meine, hier werden einfach diese Karten produziert, mehr passiert hier ja jetzt nicht. Keine Ahnung, was man sich unter Skatstadt vorstellt, wenn man das hört, also mehr als dass hier die Fabrik steht, wo die die produzieren, ist ja jetzt nicht. [...]“*

B: *„Also wenn man jetzt zum Beispiel in den Westen zieht oder so, dann interessiert das keinen, dass hier eine Skatstadt ist oder so. Das weiß auch kaum einer. Also niemand würde nach Altenburg kommen, weil es heißt, es ist eine Skatstadt.“*
(GD_26: 464ff.)

Vielfach nehmen Jugendliche dabei eine Nachfrage-Perspektive ein und sehen daher die Stadt bzw. staatliche Organisationen als Träger dieser Einrichtungen in Zugzwang, etwas zu etablieren, das eher den Geschmack Jugendlicher trifft. Nur sehr vereinzelt existieren Stimmen, die in der geringen Bedeutung, die Jugendliche kulturellen Einrichtungen und Institutionen beimessen, einen Ausdruck des jugendlich-Seins sehen:

„Die Jugend ist einfach kulturell ein bisschen uninteressiert und da kann man jetzt auch nicht so viel dran machen. Das hat etwas mit Erziehung zu tun, das hat etwas mit eigenen Interessen zu tun. Und wie oft habe ich schon irgendwie gefragt, dass Freunde einfach mal mitkommen ins Theater. Und ich habe einen besten Freund und der geht mit mir ins Theater und das war es auch.“ (GD_26:519)

Aus dem Gesagten kann weder geschlossen werden, dass Jugendliche generell kein Interesse an kulturellen Veranstaltungen haben, noch dass die angebotenen Veranstaltungen und Einrichtungen ungeeignet – weil nicht jugendnah genug – sind. Beide Interpretationen sind möglich, aber nicht eindeutig validierbar. Es kann jedoch konstatiert werden, dass die Mehrzahl der Gesprächspartner/innen die Zielgruppe bestehender Kultureinrichtungen eindeutig bei anderen (Alters-)Gruppen sieht und sich selbst nicht adressiert fühlt:

Moderator: *„Hat das denn für euch eine Bedeutung, dass Altenburg Skatstadt ist, dass es ein Schloss gibt, Theater-“*

A: *„Das interessiert mich nicht, nein.“*

B: *„Nein eigentlich nicht, weil durch dieses schlechte Image wird ja das Schöne alles zerstört. Deswegen würde ich hier nie freiwillig hinziehen wollen, wenn ich es nicht gemusst hätte.“ (GD_12:469ff.)*

In diesem Zitat deutet sich an, dass vor dem „Schönen“ etwas steht, was von Jugendlichen als viel wirkmächtiger empfunden wird, nämlich das schlechte Image, das – im Gegensatz zu den positiven Eigenschaften – wanderungsrelevant ist: Es verhindert Zuwanderung und erleichtert Abwanderung. Obwohl die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen ihr eigenes Leben und ihre Lebensführung als normal und nicht unbedingt stark benachteiligt darstellen, nimmt in allen Gruppendiskussionen die Besprechung negativer Aspekte in ihrem Umfeld großen Raum ein. Diese negativen Bilder haben scheinbar – im Gegensatz zu den hier dargestellten Aspekten – situativ und mutmaßlich generell eine größere lebensweltliche Relevanz.

4.2 Probleme und Konflikte in der Lebenswelt Jugendlicher

4.2.1 Freizeitmöglichkeiten

Einer der größten Kritikpunkte aus der Sicht der Jugendlichen ist eine beschränkte Vielfalt an Freizeitmöglichkeiten. Dieser Aspekt wird als so schwerwiegend wahrgenommen, dass er die oben erwähnten positiven Seiten des Altenburger Landes in den Diskussionen überstrahlt:

„Altenburg ist keine hässliche Stadt. Also wenn man sich andere Städte anguckt, da gibt es wesentlich schlimmere, finde ich. Aber hier hast du halt nichts. Also gerade als jugendlicher in unserem Alter. Was will man denn hier machen?“ (GD_14:168)

Das Thema der Langeweile infolge eines begrenzten Freizeitangebotes wird dabei dominiert von einer Verlustperspektive, aus der die Jugendlichen argumentieren, dass ein Rückgang zu verzeichnen wäre. Hier ist auch eine intraregionale Diskrepanz ersichtlich: Jugendliche aus Altenburgs Umland beklagen vor allem die spärlichen Angebote im Vergleich zu einer als üppig angesehenen Ausstattung in Altenburg:

„Zum Beispiel, was ja auch traurig ist, wir hatten, also früher gab es hier ein Schwimmbad und ein Kino, jetzt hat man gar nichts mehr von beiden. Da muss man auch wieder nach Altenburg oder Zeitz fahren.“ (GD_16:734)

Jugendliche aus Altenburg wiederum sehen diesen Unterschied nicht und konstatieren ihrerseits Altenburg einen Mangel an Angeboten für Jugendliche:

A: *„Nein, es ist langweilig.“*

Moderator: *„Altenburg ist langweilig, warum ist Altenburg langweilig?“*

A: *„Hier gibt es nicht so viel für Jugendliche, das ist einfach blöd.“ (GD_12:228ff.)*

Bemerkenswert ist dabei jedoch die häufige Unterbestimmtheit des Terminus „langweilig“, der erst auf Nachfrage wirklich konkretisiert wird. Dies deutet in Verbindung mit anderen Äußerungsmustern darauf hin, dass innerhalb der Gruppe der Jugendlichen bereits übereinstimmende Ansichten diesbezüglich etabliert sind und das gängige Narrativ des „langweiligen Altenburgs“ nur noch wenig hinterfragt wird. Als bedeutender Bezugspunkt für diese Bewertung dient der relationale Blick nach außen auf andere Städte und Regionen, in denen der Mangel der Heimatregion als nicht gleichsam präsent wahrgenommen wird:

„Hier ist gar nichts. Hier ist nichts Interessantes mehr für uns. Für die Jugendlichen ist gar nichts mehr da, es wird alles zugemacht, abgerissen. Wir sitzen mehr daheim, müssen noch für die Schule ackern und dann haben wir halt auch- Wenn wir Freizeit haben, dann haben wir aber nichts zu tun, oder haben keine Orte, wo wir groß hingehen können. Wir können uns mit Freunden treffen, aber das war es dann auch. Weil in der Stadt ist nichts groß, hier in der Region hat man als Jugendlicher nicht viel und das ist halt wieder in größeren Städten oder in einem anderen Land schon wieder ganz anders.“ (GD_27:98)

Diese Tendenz, das Altenburger Land bzw. den eigenen Wohnort im Altenburger Land mit anderen entfernten Regionen und Städten zu vergleichen ist in allen Gruppendiskussionen zu finden:

„Zum Weggehen abends, hier hast du gar nichts. Du hast zwei Diskos und das war es. [...] Eine Disko von mir ist ungefähr 15 Kilometer weg, die andere 30 oder 40. So. Und ich denke mal so eine Großstadt, da hast du halt alles. Da kannst du dann mit deinen Freunden aus der WG- Da gehst du halt abends mal wo hin und ich denke mal, das ist für viele auch attraktiv.“ (GD_25:435)

Die gemeinsame Argumentation orientiert sich dabei auf einen in der Heimatregion verorteten Mangel in Verbindung mit einer selektiven, idealisierten und selten auf Detailinformationen basierten Wahrnehmung anderer Orte. Dieser Mechanismus ist gleichsam problematisch wie typisch – nicht nur für die Gruppe Jugendlicher. Dabei sind mehrere Gegensätze zu beobachten: Erstens gibt es eine explizit wertende und generalisierende Unterscheidung zwischen Land, Stadt und Großstadt. Und zweitens bewertet die Mehrheit der Jugendlichen die eigene Region als schlechter als andere Regionen. Diese Gegensätze treten in ein paradoxes Wechselverhältnis: Während die Großstadt häufig mit negativen Implikationen (Lärm, Schmutz, Kriminalität) verbunden wird (siehe Kapitel 4.3.1), bietet sie dennoch wiederum genügend Anziehungspunkte, um als erstrebenswerter Wohnort zu gelten (siehe Kapitel 4.3.2). Mit ihr werden Spannung, neue Erfahrungen und – konkret – z.B. vielfältige Konsummöglichkeiten verbunden:

„Wenn man jetzt beispielsweise mal das Thema Einkaufen betrachtet, in Schmölln kann man jetzt, was klamottenmäßig angeht, überhaupt nichts kriegen. [...] Da muss man immer nach Gera fahren oder nach Altenburg, Erfurt, um da halt einkaufen zu gehen und

das finde ich halt immer ziemlich umständlich. Wenn man jetzt in einer Großstadt wohnen würde, da könnte man nach der Schule mal zu McDonalds gehen und dann ein T-Shirt kaufen, oder immer so mal in die Richtung ein bisschen Abwechslung in den Alltag reinbringen, aber hier ist jetzt nichts groß zum Einkaufen.“ (GD_20:199)

In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu erwähnen, dass die Bewertung von ungleichen Angeboten spezifisch vor dem Hintergrund lebensweltlich relevanter Kriterien der Jugendlichen geschieht. Häufig ist jedoch ein Hang zur Verallgemeinerung zu verzeichnen. Diese mündet in der artikulierten Wahrnehmung, dass die ungleiche Verteilung von Angeboten einer Ungleichbehandlung und Benachteiligung – nicht nur hinsichtlich Freizeitmöglichkeiten, sondern in sehr viel umfassenderer Art – entspräche. Diese Benachteiligung wird einerseits räumlich gedacht, geht aus der Perspektive Jugendlicher aber mit schwerwiegenden sozialen Konsequenzen einher:

A: *„Na, wir hatten hier Jugendclubs, die wurden jetzt nach und nach immer leerer oder zu gemacht. Von den Sportarten her- Die Räume waren nicht mehr brauchbar. Die Stadt hat auch nichts dazu gesagt. Die Häuser, wo sie drin waren, wurden teilweise abgerissen und jetzt leer stehen gelassen, wo wir uns, oder wo ich mich zumindest frage warum. Wenn jetzt so ein Raum nochmal neu restauriert wird, kann ja wieder ein Verein rein. [...] Wir haben genug leerstehende Häuser oder Freiflächen. Aber die Stadt spielt halt nicht mit. Wir werden halt als Jugendliche mehr ignoriert als überhaupt zu Wort genommen. Wir haben halt kein Mitspracherecht mehr.“*

Moderator: *„Du würdest dir ein Mitspracherecht wünschen?“*

B: *„Zumindest so, dass wir überhaupt wieder Beschäftigung haben, weil die Jugendlichen kommen ja kaum noch hierher. Die Kindergärten sind jetzt überfüllt teilweise, soweit ich es weiß und Schulen sind auch recht voll, aber danach, die Kinder haben dann nichts mehr zu tun, wenn die in ein gewisses Alter kommen. Die sind mit ihren Freunden unterwegs und dann driften die ja schon wieder auf eine Schiene ab, was sie nicht sollen. Jetzt, weil wir eine Drogenhochburg sind, nehmen halt viele Drogen. Das auch schon sehr jung, wenn man das schon sieht und hört, dass die da teilweise schon mit zwölf ihren ersten Joint rauchen und ihren ersten Vollrausch haben. Das ist halt für uns Jugendliche eigentlich nicht das Passende. Wir haben ja keine Beschäftigung. Sonst beschäftigen wir uns damit und dann geht das wieder ins Negative und dann kann das sein, dass viele ihren Abschluss nicht schaffen und dann auf der Straße sitzen.“ (GD_27:278ff.)*

Der hier artikuliert Zusammenhang zwischen mangelndem Freizeitangebot und Drogenkonsum ist dabei schwer wissenschaftlich nachzuweisen, da Drogenkonsum mit einer Vielzahl individueller, regionaler und auf das soziale Umfeld bezogener Bedingungen einhergeht (vgl. BAUMGÄRTNER et al. 2015). Offensichtlich ist jedoch, dass zumindest aus der Sicht Jugendlicher ein Zusammenhang zwischen mangelnden Freizeitmöglichkeiten, resultierender Orientierungslosigkeit und nachfolgender Hinwendung zu deviantem, abweichendem Verhalten (wie dem Konsum psychotroper Substanzen) gesehen wird.

4.2.2 Drogen

Im Dezember 2014 bescheinigte Dirk Nowosatko, Fachbereichsleiter für Soziales, Jugend und Gesundheit im Landratsamt Altenburger Land, dem Landkreis ein „Drogenproblem“ und verwies da-

bei auf eine Vielzahl von Erkenntnissen aus verschiedenen Behörden und Institutionen (vgl. LANDRATSAMT ALTENBURGER LAND 2014). Die Thematisierung des Konsums psychotroper Substanzen nimmt in den Gruppendiskussionen breiten Raum ein. Die Jugendlichen berichten teils über eigene Erfahrungen, teils geben sie Geschichten wieder, die sie vom Hörensagen kennen, wobei für uns die Unterscheidung zwischen Erlebtem und Gehörtem nicht immer eindeutig war:

„Viele aus meinem alten Freundeskreis habe ich jetzt schon an die Drogen verloren. Und das ist eigentlich richtig krank, wie schnell man hier in Altenburg an Zeug rankommt und das es nicht einfach nur Gras ist.“ (GD_14:753)

Viele Jugendliche können ihre Meinung hinsichtlich der steigenden Sichtbarkeit von Drogen im Alltag mit eigenen Erfahrungen unterlegen. So äußert sich beispielsweise ein Schüler empört über seine Beobachtungen in Meuselwitz:

„Da muss man nur, selbst am helllichten Tag, durch den Park gehen und da sieht man an jeder Ecke jemanden stehen, der entweder kifft oder mit solchem Zeug dealt. Und da denke ich mir, wenn ich da jetzt als eine Oma da langlaufe, einen Spaziergang mache und ich dann so etwas sehen würde, da hätte ich gleich mein eigenes Bild.“ (GD_30:784)

Es ist jedoch wichtig, den Blick hierbei nicht nur auf den viel debattierten Aufstieg von Crystal Meth im Landkreis zu verengen (vgl. GERLACH 2014; KACZMAREK 2014; GIRWERT 2013; LIER 2013). Gerade illegale Drogen werden in weitaus geringerem Maße im öffentlichen Raum konsumiert als beispielsweise alkoholische oder Nikotin-basierte Produkte. Ein Jugendlicher berichtet dazu beispielsweise aus Schmölln (und wird umgehend von der Gruppe bestätigt):

A: *„Na, es sind ja immer dieselben. Am Bahnhof siehst du die saufen, am Brauereiteich siehst du die saufen, am Kaufland siehst du die saufen.“*

B: *„Das stimmt allerdings.“*

Moderator: *„Das stimmt allerdings?“*

C: *„Na, da rauchen die Zwölfjährigen, ja. [...]“*

A: *„Das kann ich bestätigen.“*

D: *„Ja, das kann eigentlich so ziemlich jeder hier bestätigen.“*

B: *„Du musst abends einfach bloß durch Schmölln gehen, du siehst überall jemanden trinken.“*

A: *„Oder überall die Bierflaschen stehen.“ (GD_18:618ff.)*

Aus der Sicht unserer Gesprächspartner/innen trägt diese Gleichzeitigkeit – die öffentliche Präsenz sowohl legaler wie auch illegaler Drogen – dazu bei, das Außenimage der Region oder spezifischer Städte folgendermaßen zu prägen:

„Es gibt halt auch wirklich Orte, da kannst du Meuselwitz sagen [...] und da sagen die, ((nachahmend)) ah ja, da gibt es Drogen. Also es gibt wirklich Leute, die kennen das bloß als Drogenstadt. Weil anscheinend gibt es einfach bloß hier so viele Leute, die das konsumieren und was weiß ich noch anpflanzen.“ (GD_16:861)

Dominant ist in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zwischen Städten und ländlich geprägten Gebieten: Die Problematik öffentlich sichtbaren Drogenkonsums wird mehrheitlich exklusiv in den Städten verortet, Dörfer werden als weniger betroffen angesehen:

„Jetzt gerade mit den Drogen im Dorf ist das so, wenn da mal in einem kleinen Dorf, wenn sich da jeder kennt und da rutscht mal einer ab, dass die dann mehr zusammenhalten und dann probieren dem wieder herauszuhelfen. Und ich denke mal, in der Großstadt oder in Altenburg [...], der versackt dann halt immer weiter.“ (GD_24:709)

Vereinzelt wird auf diese Vereinfachung des Themas Drogenkonsum mit differenzierten Äußerungen reagiert: So äußern mehrere Personen die Vermutung, dass aufgrund stärkerer sozialer Kontrolle der Konsum von Drogen in ländlichen Regionen eher im Verborgenen bleibt. Prinzipiell hält jedoch in den Diskussionen zu diesem Thema die bereits angesprochene qualitative Unterscheidung zwischen Stadt und Land mit.

4.2.3 Soziale Devianz

Die Adoleszenz wird in der entwicklungspsychologischen Forschung allgemein als jene Phase charakterisiert, in der sich das heranwachsende Individuum – im Zuge einer Persönlichkeits- und Identitätsfindung – mit gesellschaftlichen Deutungsangeboten und Handlungsanforderungen (vgl. HURRELMANN 2007, S. 31) sowie gesellschaftlichen Wertvorstellungen, Verhaltensmustern, Ereignissen und Erwartungen auseinandersetzt (vgl. HÖRNER et al. 2008, S. 206). Die Suche nach Orientierung und Sinnggebung ist dabei für die Lebensphase der Jugend von besonderer Bedeutung (vgl. HURRELMANN 2007, S. 30).

Vor diesem Hintergrund erscheint es wenig verwunderlich, dass unsere Gesprächspartner/innen sehr viel Zeit damit verbringen, Verhalten zu definieren und normieren, welches vor dem Hintergrund ihres individuellen und des jeweils gruppenspezifisch-identitätsstiftenden Verständnisses von Normalität als abweichend, deviant, wahrgenommen wird. Dabei decken sich die individuellen Perspektiven auf dieses Thema nicht immer in den Details, weisen aber bestimmte Übereinstimmungen im Hinblick darauf auf, was als deviant identifiziert wird. Deviantes Verhalten wird darüber hinaus nicht allein als personenbezogenes und damit rein soziales Problem gesehen, sondern vielfach als regionaler und teils ortsspezifischer Aspekt identifiziert; so auch im folgenden Gespräch mehrerer Jugendlicher, die sich über ihre Erfahrungen in Altenburg austauschen:

A: *„Wir waren zusammen, mal nachmittags um vier oder so war das, da saßen wir im Park und dann sind zwei ältere Herren dann vorbeigekommen, einer auf dem Fahrrad, die ganze Zeit geschlenkert, einer mit der Bierflasche in der Hand und sind dann zu uns gekommen und haben uns auch angequatscht. Also das kann überall mal passieren, aber das ist hier in so einer kleinen Stadt so häufig. Man fühlt sich da gar nicht mehr so richtig wohl.“*

B: *„Da gibt es auch noch die eine Sache. Da war ich noch in der Handarbeit und da haben wir abends auf den Bus gewartet und auf einmal kommen da aus dem Busch so sechs, sieben Leute, darunter kannte man auch einige, total bekifft herausgesprungen, die sind dann dort über die Straße gerannt und haben dort rumgeschnieft, total krasse Kinder, die waren so fertig mit der Welt.“*

Moderator: *„Aus dem Gebüsch kamen die?“*

B: *„Ja, die kamen, da waren ein paar Büsche, die kamen aus den Büschen raus und waren total fertig mit der Welt und sind dort rumgehüpft. Und da fragt man sich dann schon, was mit der Stadt so falsch läuft.“ (GD_25:501ff.)*

Diese Verknüpfung von individuellen Erlebnissen, deren Bewertung und der Annahme einer quasi-kausalen Verbindung zwischen Ereignis und Ort ist insofern kritisch, als dass sie die ursächliche Komplexität der Ereignisse auf das bloße Stattfinden an einem Ort reduziert: Dieser vereinfachende Mechanismus des Verräumlichens wird vor dem Hintergrund der häufig genutzten Logik Stadt vs. Land vollzogen, wobei Stadt eine höhere Dichte negativen Verhaltens zugewiesen wird, während ländliche Gegenden als Rückzugsort davon dienen:

„Ich bin einfach froh, wenn die Schule vorbei ist, ich mein Moped nehmen kann und hier rausfahren kann. Also nicht nur von der Schule, auch halt einfach hier aus Altenburg. Also ich kann jetzt nicht so wirklich einen Grund dafür nennen, aber zum Beispiel, wo wir letztens im Park waren. Wir wollten einfach nur- Haben halt zusammen einen Döner gegessen und dann siehst du so etwas schon wieder, dass da irgendjemand an dir vorbeikommt, schon nachmittags sturzbesoffen und dich da irgendwie anquatscht. Da bin ich einfach froh, wenn ich wieder in meinem kleinen Dörfchen bin und wir am See sitzen oder so und nicht hier in der Stadt sind.“ (GD_25:521)

Hier wird zudem ersichtlich, welche große Bedeutung singuläre, individuelle Erfahrungen haben, die im Interaktionsprozess miteinander zu einem umfassenden Narrativ über die Lebenswelt der Jugendlichen werden. Gerade der Abgleich separater aber ähnlich gelagerter Erzählungen sowie deren Weitertragen in der Bezugsgruppe stellt einen zentralen Mechanismus der Meinungsbildung (nicht nur) zu diesen Themen dar. Auf der Basis dieser konvergierenden Perspektiven haben sich mehrere Jugendliche daran versucht, das Auftreten devianten Verhaltens in spezifischen Gegenden zu erklären. Damit geht eine Vielzahl verallgemeinernder Aussagen einher, wie im folgenden Beispiel einer Schülerin aus Altenburg ersichtlich wird:

„Ich glaube, hier ist eine übelst hohe Arbeitslosenrate, die höchste in Thüringen sogar, ich weiß es nicht genau und ich denke auch, dass- Hier gibt es viele Leute, die sagen, ja, aus mir wird sowieso nichts, ich mach jetzt eine Ausbildung nur, weil ich es muss, dass ich dann mein Hartz 4 kriege. Und die sitzen dann den ganzen Tag nur rum und vegetieren vor sich hin und das ist eigentlich schade. Und für die Stadt, denke ich, auch kein Aushängeschild. Und das sagt mir, warum in dieser Stadt bleiben, wenn so etwas hier der Alltag ist.“ (GD_25:518)

Dieses Beispiel zeigt, wie – mitunter rhetorisch transparent („ich weiß es nicht genau“) – aus separaten und vagen Informationen bestimmte negative Eigenschaften auf spezifische Bevölkerungskategorien in verallgemeinerter Weise bezogen werden. Aufschlussreich an dieser Erzählung ist, dass ihr Ziel nicht primär die Wiedergabe der Beobachtung einer Verhaltensweise („die sitzen dann ...“) ist, sondern dass sie die Beobachtung als Illustration des Alltags „in dieser Stadt“ präsentiert, für den das „Rumsitzen“ anscheinend symbolisch geworden ist. Wichtig erscheint weniger die Ursache gehäufter Arbeitslosigkeit, als vielmehr der Effekt, der von der resignierten Stimmung ausgeht. Die Schülerin sieht sich – soweit die Interpretation der Passage das zulässt – offensichtlich nicht selbst im Sog dieser Resignation, äußert aber sehr klar, sich von diesem Aushängeschild distanzieren zu wollen.

Besonders augenfällig ist dabei der Umstand, dass die Jugendlichen Devianz innerhalb der Region insbesondere am Verhalten anderer Jugendlicher festmachen: Dabei spielt es nicht nur eine Rolle, dass eben diese Gruppe die Hauptinteraktionsgruppe ist, sondern dass Beobachtungen sich auch auf die negativ konnotierte Kategorie der „Jugend von heute“ beziehen, selbst wenn der Moderator darauf hinweist, dass sie eben auch zu dieser Jugend gehören. In solchen Fällen wird dieser Bezug insofern spezifiziert, als dass konkrete Verhaltensweisen und – viel häufiger – konkrete Orte genannt werden, an denen abweichendes Verhalten durch die Jugendlichen beobachtet und verortet wird.

4.2.4 Exkurs: Problematische Gegenden

Bestimmte (mutmaßlich) beobachtete und erwartete Verhaltensweisen werden von den Schüler/innen häufig mit spezifischen Orten kausal verknüpft. Das geschieht beispielsweise in der Form, dass ein konkretes Ereignis – etwas Gefährliches oder Bedrohliches – schon deshalb mit höherer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, weil der Ort, an dem dieses Ereignis stattfinden könnte, bereits einen schlechten Ruf hat. Dies ist eine typische und opportune Deutung, die allerdings die inhärenten habituellen, sozial-normativen oder gesetzlichen Zusammenhänge ignoriert und potenzielle Gefährdungen unmittelbar auf bestimmte Orte projiziert (vgl. MEYER et al. 2016). Hierbei stechen einige Städte im Altenburger Land – Altenburg, Meuselwitz, Gößnitz und Schmölln – insofern heraus, als sie insgesamt bzw. – wie im Fall Altenburgs – bestimmte Stadtteile relativ häufig mit der Erwartung devianten Verhaltens assoziiert werden. Auffällig ist, dass Altenburg – und dabei insbesondere dessen Norden und Südosten – in allen Gruppendiskussionen genannt werden, während die anderen Städte vor allem durch jene Jugendliche als problematische Orte dargestellt werden, die nicht in diesen Städten leben. So berichten zum Beispiel einige Mädchen über ein diffuses Unsicherheitsgefühl in Meuselwitz:

A: *„Im Dunkeln sollte man [...] eher als Mädchen nicht allein durch Meuselwitz laufen. Das ist nicht das Beste, was man machen kann.“*

Moderator: *„So, an alle Mädchen, geht euch das genauso? [...]“*

A: *„Naja, ich sag mal, so viele Mädchen sind jetzt gerade nicht aus Meuselwitz. Also ich sag jetzt mal, ich würde nicht- Ich bin immer der Meinung, es ist schöner, wenn noch eine Freundin dabei ist, oder gleich mehrere-“*

B: *„Oder ein Kerl.“*

A: *„Ja, oder ein Kerl. Man fühlt sich einfach sicherer. Denn hier gehen ja schon so oft Sachen mit einfach nur, was weiß ich, Vergewaltigung rum, bzw. dass das Weib von irgend so einem Drogenjunkie angegriffen wurde, dass der auf die losgehen wollte. Schlägereien kommen hier auch regelmäßig vor, also man fühlt sich einfach ein bisschen sicherer.“ (GD_16: 313ff.)*

Vielfach sind die Aussagen der Jugendlichen sehr prononciert, was einerseits der Dynamik der Gespräche zwischen Jugendlichen geschuldet sein mag, andererseits aber wohl auch darauf zurückgeführt werden kann, dass der Moderator bzw. die Moderator/innen ein deutliches Bild von der Situation bekommen sollten. Gleichzeitig konnten abwertende Äußerungen gegenüber Nachbarorten durch uns recht häufig beobachtet werden. Stereotypen und Zuspitzungen sind daher erwartbar, deshalb aber nicht zwangsläufig unseriös. Vielmehr kann aus verteilten, jedoch ähnlich gerichteten und gehäuften Äußerungen auf kollektive Austauschprozesse und eine gewisse kollektive Signifikanz verschiedener Wahrnehmungsmuster geschlossen werden. So wird – neben Meuselwitz – auch beispielsweise Gößnitz mit negativen Aspekten verbunden:

„Also direkt in Gößnitz jetzt selber, so im Umkreis von dem Bahnhof gerade, da sieht man halt schon immer mal diese, keine Ahnung, drei vier Männer, wir fahren da jeden Tag mit dem Bus lang, die dann halt auch früh und nachmittags und sonst auch immer mit der Flasche dort sitzen und sich treffen und denen man es halt auch wirklich ansieht.“ (GD_20: 325)

Auch für Schmölln werden ähnliche Beschreibungen von Alkoholkonsum angeführt, hier wird aber gerade der versteckte Charakter betont:

„In Schmölln, ich meine, natürlich, da gibt es auch haufenweise Leute, aber die sind dann mehr so in versteckteren Löchern drin. Die sitzen nicht unbedingt auf dem Bahnhof und ziehen sich da gerade eine Line. Die machen das halt ein bisschen versteckter, so dass es nicht gleich auffällt.“ (GD_12:566)

Am häufigsten und intensivsten jedoch wird der Norden Altenburgs als ein Gebiet beschrieben, in dem abweichendes Verhalten, Gefahr und Kriminalität offensichtlich seien: Unabhängig von Gründen und tatsächlichen Mustern diesbezüglich – die nicht Teil der vorliegenden Studie sind – ist erkennbar, dass Altenburg Nord in der Wahrnehmung Jugendlicher als einer der Orte gilt, die man meiden sollte:

„Na, zum Beispiel Altenburg Nord, also das Viertel da, das kennt man ja auch. [...] Viele nennen es halt auch schon Assiviertel, weil da rennt halt auch wirklich jeder mit irgendeinem Messer rum da.“ (GD_24:588)

In Verbindung mit gruppendynamisch zu begründenden Verstärkungen, Ausschmückungen und Übertreibungen entfaltet sich in jeder Gruppendiskussion eine Diskussion um die negativen Eigenschaften dieses Teils von Altenburg:

„Also, wenn man durch Altenburg Nord- Und da ist schon alles runtergekommen und auch die Leute, die da jetzt so dasitzen, weiß ich nicht, die sich an der Bahnhofsbrücke treffen nachmittags um sechs oder die- Irgendwelche Hartz VI-Empfänger, die gleich am Ersten am Arbeitsamt sind und dann sich davor im Bahnhof erst mal drei Sternis einlassen.“ (GD_23:325)

Das Wissen über Altenburg Nord basiert nicht immer auf eigenen Erfahrungen; einige Schüler/innen betonen sogar explizit, dass sie noch nie in Altenburg gewesen seien. In anderen Fällen lässt sich begründet vermuten, dass die manchmal extrem zugespitzten Beschreibungen auf Hören-Sagen beruhen. Dennoch gab es auch Äußerungen von Schüler/innen, die in diesem Stadtteil wohnen und die negativen Eindrücke auf der Basis ihrer Alltagserfahrungen bestätigen und „Nord“ als einen Ort beschreiben, an dem es „anders“ ist als anderswo:

„Dass vielleicht mal Nachbarn sich unterhalten über den Balkon, das gibt es vielleicht mal, aber das ist eine Ausnahme. Oder, dass auf die Kinder auf dem Spielplatz achtgegeben wird; ich sehe es bei uns: Bei uns wurde erst der Spielplatz soweit frei gemacht, restauriert, da gehen die Kinder hin und wenn da irgendetwas passiert, interessiert es ja keinen mehr. Oder dass sich ein ganzer Block zusammen hinsetzt und grillt, das gibt es bei uns nicht. Ich hab das bis jetzt zweimal gesehen und das waren einfach nur Freunde, die da gewohnt haben, wenn die da in einem Block gewohnt haben oder im selben Haus.“ (GD_27: 347)

Aus der Dominanz und Intensität der ähnlich gelagerten Äußerungen lässt sich auf ein verbreitetes sozialräumliches Stigma schließen, dass sich sowohl auf Altenburg Nord als auch die dort lebende Bevölkerung bezieht.

In der Regel wurde im Rahmen der Gruppendiskussion durch den Moderator explizit erfragt, warum sich denn in einer bestimmten Gegend deviantes Verhalten häufen könnte:

„Das arbeitslose Elternhaus sehe ich als Grund. [...] Das sind halt die Stadtbezirke, wo man weiß, da sind viele Hartzler, was jetzt der deutlichste Grund für mich ist. Die sozial schwachen Familien, wo die Kinder ziemlich benachteiligt sind, in bestimmte Gruppen abrutschen und da von dort halt auch den Einfluss bekommen.“ (GD_23:675)

In der Wahrnehmung vieler Jugendlicher fallen niedriges Einkommen bzw. Arbeitslosigkeit, deviantes und gesellschaftlich geächtetes Verhalten und spezifische – zumeist städtische – Umgebungen zusammen. Diese Verräumlichungen erwiesen sich als besonders widerständig gegenüber Interventionen durch den Moderator: So wurden mehrfach besonders dramatische Beschreibungen vertieft diskutiert und ob deren Validität und Erfahrungsgrundlage zusammen mit den Jugendlichen differenziert, was jedoch zumeist im Fortgang der jeweiligen Gruppendiskussion nicht dazu führte, dass die Teilnehmer/innen ihre eigene Wahrnehmung dieser Orte grundlegend hinterfragten.

4.2.5 Distanzen

Insbesondere bei Jugendlichen, die nicht in den Städten des Altenburger Landes wohnen bzw. in diese zur Schule pendeln müssen, ist ein weiterer Kritikpunkt die Notwendigkeit der Überwindung großer Distanzen und der damit verbundene Zeitaufwand, der für die täglichen Wege zu investieren sei:

„Für uns Größere ist halt das Problem, dass man, egal, wenn man irgendetwas braucht, wenn man Einkaufen gehen muss oder so, muss man erst immer in die Stadt fahren und dort etwas kaufen, oder [...] wenn man in den Club gehen möchte oder so- Also wir müssen jetzt zum Beispiel erst nach Schmölln. Und bis wir dann da sind, ist auch ein Stück vergangen.“ (GD_24:745)

Dabei bezieht sich diese Distanz nicht nur auf rein quantitative Größen wie Entfernung. Vor allem ein als zu lückenhaft wahrgenommener ÖPNV mit Taktungen, die längere Wartezeiten notwendig machen, wird als großes Ärgernis identifiziert. Schwer wiege zudem auch die soziale Entfernung von Freunden:

„Also, ich wohne auf dem Dorf und die Leute um mich rum, die mag ich eigentlich nicht so sonderlich, also die Jugendlichen, mit denen verstehe ich mich nicht so gut und da ist es halt schon schwer, weil meine beste Freundin, die wohnt schon ein Stück weiter [...], da sieht man sich seltener.“ (GD_20:197)

Eine zwangsläufige Folge für die betroffenen Jugendlichen ist dabei eine hohe Abhängigkeit von den Eltern, die zu ihrem eigenen beruflichen Alltag noch die Wege der Kinder teilweise unterstützen müssen, insbesondere wenn diese Hobbys nachgehen:

„Ich habe immer gut Glück gehabt mit den Eltern, die haben mich wirklich immer gefahren, gerade wenn man halt kleiner ist, aber ich hatte auch Freunde, [...] da ging es nur über den Bus oder über den Zug, dass die irgendwie hingekommen sind. Und wenn du dann halt als Dorfkind auch mal in die Stadt möchtest oder mal ins Kino gehst oder Eis essen: Wie kommst du denn dorthin? Und da ist es halt bei mir auch gewesen, das erste, was ich haben wollte, war ein Motorrad oder ein Moped. Damit ich mich dann halt auch frei bewegen kann und selber nicht immer auf die Eltern angewiesen bin.“ (GD_23: 345)

Aus diesem Mobilitätsbedürfnis entstehen zudem Folgekosten für Benzin oder den regionalen ÖPNV, die zu decken für viele Jugendliche nicht einfach ist:

„Na, wenn dann irgendwo welche sind, erstens, du weißt gar nicht, wie du hinkommen sollst, wenn die so weit weg sind, du musst dir ja dann irgendeine Verbindung suchen oder so und das ist dann schon wieder das Problem. Wenn das zum Beispiel Bus ist, du hast keine Busfahrkarte von der Schule oder so, musst du schon wieder jedes Mal fürs Training drei Euro bezahlen, weil der Bus ist auch nicht gerade billig.“ (GD_28:251)

Vor diesem Hintergrund alltäglich zu überwindender Distanzen wird das Leben in ländlichen Regionen eher kritisch gesehen und mit positiven Aspekten städtischer Dichte verglichen; dieser

Vergleich wiederum dient vielen als Kriterium, über mögliche Wanderungen zu entscheiden (siehe Kapitel 4.3.2).

4.2.6 Konflikte mit Älteren

Ein weiteres Thema ist die wahrgenommene Benachteiligung, die Jugendliche im Hinblick auf (ihre) Karrieremöglichkeiten, den Zugang zu Dienstleistungen, Freizeit und Hobbys als auch im Hinblick auf ein Ertragen-Müssen von scheinbar ubiquitärer Devianz erfahren. Diese Gefühle der Benachteiligung bilden insofern den Hintergrund für Verteilungskonflikte, als dass Leistungen für andere Bevölkerungsgruppen – v.a. für ältere Menschen – entsprechend kritisch gesehen werden:

„Das, was dann halt alles so wie jetzt bildhaft für die Rentner investiert wird, fehlt ja irgendwo dann für die jungen Leute, habe ich so das Gefühl, dass dann für uns nichts getan wird und dass so die Sachen, die vielleicht irgendwie Altenburg attraktiver für junge Leute machen könnten, für die ist halt kein Geld mehr da.“ (GD_26:512)

Dem bereits beschriebenen Mechanismus einer Generalisierung von sozialer Devianz vergleichbar, sind auch hier individuelle Konflikterfahrungen sowie Hören-Sagen die Grundlage, auf deren Basis verallgemeinerte und vereinfachende Meinungsbilder gegenüber der älteren Bevölkerung Eingang in die Lebenswelt der Jugendlichen finden:

„Bei uns zum Beispiel im Wald darf man auch nicht laut spielen, aber Kinder sind nun mal laut. Da wo man Wäsche aufhängt, steht ein ganz großes Schild ‚Kein Fußball spielen, kein Lärm!‘ Das ist doch Wahnsinn. Du hast schöne Wiesen, schöne Anlagen und kannst dort nichts machen. Hauptsache die Alten können schlafen.“ (GD_28:225)

Die artikulierten Konflikte mit Älteren sind zudem teils in eine als ungerecht wahrgenommene Priorisierung von Angebotsstrukturen eingebettet. Diese angeprangerte Ungleichbehandlung mündet dabei in konkrete Forderungen:

„Ich würde mir einfach wünschen, dass die Stadt sich mal darum kümmert. Dass die mal nicht nur an irgendwelche Einrichtungen für ältere Menschen denken, sondern mal an die Jugend. Uns wird ja hier alles weggenommen. Dass die sich mal darum kümmern, dass wieder Sportvereine herkommen, irgendwie Diskotheken, irgendwie Läden, die irgendwo mal interessanter sind, dass man nicht immer eine Stunde fahren muss, um wirklich einkaufen zu gehen oder so etwas.“ (GD_27:275)

Diese Irritationen bergen einerseits das Potential, Keimzellen für Aktivismus, d.h. einem umgesetzten Willen zur Veränderung der Situation zu werden (siehe Kapitel 4.6.2). Andererseits setzt sich eine Resignation gegenüber dem Altenburger Land durch: Vielfach interpretieren unsere Gesprächspartner die für sie nicht optimalen Bedingungen nicht strukturell, sondern als singuläre Ereignisse. Das heißt, dass die Probleme nicht als Symptome ländlicher Regionen gesehen und dabei ein Stück weit relativiert werden, sondern dass ein spezifischer Bezug zum Altenburger Land als negativ konnotierte Heimatregion hergestellt wird. In anderen Worten: Die zuweilen in den Erzählungen einiger Jugendlicher durchscheinende Selbstbezogenheit erzeugt – auf kollektiver Ebene durch die Reproduktion wirkmächtiger Generalisierungen verstärkt – den Eindruck, dass das Altenburger Land eine Region sei, die übermäßig viel Schlechtes vereine. Diese Interpretation bildet aus der Perspektive der Jugendlichen den Horizont für Meinungsbildung und Zukunftserwägungen: Probleme werden nicht einzeln hinsichtlich ihrer spezifischen Ursachen betrachtet, sondern stehen als Syndrom für eine gefühlte Perspektivlosigkeit innerhalb der Heimatregion. Vor diesem Hintergrund lebensweltlicher Probleme und Konflikte besprechen wir im folgenden Kapitel die konkreten Zukunftspläne der Jugendlichen.

4.3 Zukunftsorientierungen Jugendlicher

4.3.1 Hintergründe von Verbleibeabsichten

Betrachtet man den Aspekt der Berufsperspektiven, gibt es eine Vielzahl an Karrierepfaden, die Jugendliche innerhalb des Altenburger Landes anstreben: Neben Stellen in der Landwirtschaft (vgl. GD_24:30), im Einzelhandel (vgl. GD_24:80), in der Logistik (vgl. GD_24:92), als Verwaltungsfachangestellte/r (vgl. GD_24:83), als Orthopädiemechaniker/in (vgl. GD_30:58ff.) oder in einer Fleischerei (vgl. GD_31:95ff.) dominierten vor allem industrielle Berufe sowie jene im sozialen Sektor: In diesem wurden vor allem erzieherische (vgl. GD_31:105) und pflegerische Ausbildungen (vgl. GD_27:20ff.) genannt. Im Industriesektor wurden z.B. Mechatroniker/in (vgl. GD_24:21), Industriemechaniker/in (vgl. GD_24:96), Laborant/in (vgl. GD_16:88ff.), Metallbauer/in (vgl. GD_16:12ff.) oder Ausbildungen im Bereich der Abwassertechnik (vgl. GD_13:134ff.) genannt.

Die Gründe für den Verbleib innerhalb der Region gruppieren sich stark um einige wiederkehrende Themen: So gab es eine Gruppe von Jugendlichen, die sich mit ihrem Leben in der Region zufrieden zeigen und – trotz einiger wahrgenommener Nachteile – keinen Grund zur Abwanderung sieht:

„Ich habe eigentlich keine Lust von hier wegzugehen, wenn ich ehrlich bin. Also ich werde, denke ich mal, hier bleiben. [...] Ich finde es hier eigentlich nicht schlecht und Arbeit gibt es hier auch genug, aber halt die Bezahlung ist zwar nicht so optimal, aber naja.“ (GD_17:182ff.)

Dabei sind die konkreten Gründe und Kriterien der Abwägung in der Regel sehr spezifisch auf den biographischen und subjektiven Hintergrund der jeweiligen Person bezogen. Beeinflusst werden diese persönlichen Erwägungen jedoch immer auch von kollektiv geteilten stereotypen Mustern, wie der bereits mehrfach angeklungenen kategorischen Unterscheidung zwischen Stadt und Land, wobei – im Falle der Tendenz zum Verbleib – die Stadt als gefährlich, laut und dreckig wahrgenommen wird, während das eigene Dorf mit etwas Vertrautem assoziiert wird:

„Ich bin Dorfkind, ich bin im Dorf groß geworden. Mich würde das mal reizen, in eine Großstadt zu gehen, aber ich könnte mir dort einfach nicht vorstellen, zu leben. Ist zwar jetzt weit gegriffen, aber ich überlege mir dann auch später, was mit der Familie ist, wo meine Kinder aufwachsen sollen, ob das eine Großstadt ist, ob das in Altenburg ist, oder ob das direkt auf dem Dorf ist. Und diese Kleinstadt mit den umliegenden Dörfern, das ist schon, ist mir auf Dauer lieber als eine Großstadt. Also ich glaube nicht, dass ich mein ganzes Leben in einer Großstadt verbringen kann. [...] Ich bin mit Haustieren groß geworden, also ich kann es mir ohne Haustiere ein ganzes Leben nicht vorstellen. Und ich finde das auch einfach dann später für ein Kind viel schöner auf dem Land groß zu werden.“ (GD_23:573ff.)

Im obigen Beispiel wird weiterhin die enge Verknüpfung von sozialem Kontext und biographischen Aspekten ersichtlich. Dabei klingt insbesondere an, dass im Zusammenhang mit individueller Lebensplanung auch Überlegungen bezüglich einer zukünftigen Familiengründung in die Verbleibeabsichten einfließen. Zudem zeigt sich eine in der Selbstwahrnehmung auftretende Scheu vor Veränderungen. Tatsächlich wird bei der Begründung eines beabsichtigten Verbleibs innerhalb der Region besonders häufig eine ortsbezogene Vertrautheit, sowie ein belastendes Zurückbleiben der Familie mit Bedenken vor dem Unbekannten im Falle des Weggehens verknüpft. Gegen diesen Komplex sozialer Verbundenheit treten dann gegebenenfalls auch die finanziellen Vorteile des außerhalb des Altenburger Landes mehrheitlich höheren Lohnniveaus in den Hintergrund:

„Aber wenn du niemanden hast, keine Freunde und alles und hast aber übelst viel Geld, was hast du denn dann für ein Leben? Bist du dann glücklich, wenn du dort, was weiß

ich, drei Autos hast und hast aber zu deiner Familie keinen Kontakt und hast keine Freunde? Glaub ich nicht unbedingt.“ (GD_14: 497ff.)

Neben jenen sozialen Gründen für Verbleib gibt es für die Jugendlichen jedoch auch Hinderungsgründe, die meist mit mangelnden finanziellen Möglichkeiten verbunden sind: So wird – zum Beispiel im Falle einer Studienüberlegung – der Schritt des Wegziehens und womöglich künftigen Pendelns mit hohen Kosten verbunden, deren mutmaßliches Ausmaß letztlich zur Entscheidung zum Verbleib innerhalb der Region führt:

A: *„Also zwecks studieren denkt hier, denke ich mal, keiner nach, weil da müsste man hier weg. Nee, ich meine aber wegen der Entfernung zum Beispiel, da fangen einige kein Studium an. Weil sie einfach sich keinen Führerschein und kein Auto leisten können.“*

B: *„Und außerdem sind die Wohnungen dann, um da zu studieren- Also da müsste man dann wenn dann bei den Eltern wohnen und das geht ja nicht, weil die Wohnungen in der Nähe von der Uni-“*

A: *„Da brauchst du einfach Eltern als Unterstützung. Ohne geht es gar nicht. Ohne Eltern geht es gar nicht. Kannst du gar nicht anfangen, zu studieren. Finde ich auch unmöglich, dass die Studienkosten so unglaublich hoch sind.“ (GD_28:462ff.)*

Die Jugendlichen haben selten eine konkrete Vorstellung von den zu erwartenden Kosten, sind sich aber über die Kostenarten im Klaren und bewerten auch – zum Beispiel im Falle einer Ausbildung außerhalb des Altenburger Landes – die zu investierende Zeit und die mit ihrem Alter verbundenen Mobilitätsrestriktionen kritisch. Gleichzeitig zeigen sie sich in Bezug auf Alternativen zum Auto wenig flexibel bzw. unerfahren:

A: *„Das ist von der Mobilität her so ein Problem, wenn ich jetzt sage, ich mach in, was weiß ich, in Dresden eine Ausbildung, will das dort machen und das ist halt, wenn du halt 17, beziehungsweise 16, 17 dann bist, wenn du mit der Schule aufhörst, dann ist das halt, man kann ja halt noch kein Auto fahren und so. Und ich habe ja jetzt keinen Mopedführerschein gemacht, sag ich mal, und meine Eltern können mich halt nicht jeden Tag dann halt nach Dresden fahren. So und mit dem Zug, da weiß ich nicht ganz genau, da kenn ich mich nicht so gut mit der Zugverbindung aus, aber das wäre dann halt auch eine längere Strecke dann. [...]“*

Moderator: *„Okay. Also schon irgendwie gezwungen hier etwas zu machen?“*

A: *„Ja, na weil ich denke mal jetzt, wenn man jetzt irgendwo anders etwas macht und die können einem halt auch keine Wohnung finanzieren, wenn man selbst ein Haus hat, dann das noch zu finanzieren, das ist dann schon ein bisschen schwierig.“ (GD_31: 400ff.)*

Sehr auffällig ist stets, dass kein ausgeprägtes Heimatgefühl in Bezug auf den eigenen Wohnort oder die Region festgestellt werden kann: Das Altenburger Land als Identifikationspunkt stellt nur in absoluten Einzelfällen einen Faktor für den Abwägungsprozess dar. Im Gegenteil: Die Option des Abwanderns scheint eine Art kollektive Orientierung unter den Jugendlichen zu sein, die bei den Bleibewilligen teils Rechtfertigungszwänge auslöst. Der Hang unserer Gesprächspartner, insbesondere die negativen Seiten des Altenburger Landes zu besprechen, kann folglich als Symptom

für ein weithin geteiltes Wahrnehmungs-, Kommunikations- und Interaktionsmuster interpretiert werden, bei dem Jugendliche sehr früh auf den Wegzug geeicht werden – auch wenn die tatsächlichen Entscheidungen im konkreten Fall anders ausfallen kann.

4.3.2 Hintergründe von Wegzugsabsichten

Einer der Hauptgründe des Wegzugs aus der Sicht der Jugendlichen ist ein Studium (vgl. z.B. GD_25:38ff.), wobei die anvisierten Studienrichtungen sich sehr vielfältig darstellen. Weiterhin werden Ausbildungsberufe genannt, bei denen Fortzüge als notwendig erscheinen, z.B. in der Automobilbranche (vgl. GD_21:79), im Bereich Tourismus (vgl. GD_16:30) und Kurverwaltung (vgl. GD_16:99), eine Ausbildung bei der Agentur für Arbeit (vgl. GD_31:34), der Polizei (vgl. GD_24:87), als Pilot (vgl. GD_25:50), bei der Bundeswehr (vgl. GD_21:36) oder dem Zoll (vgl. GD_16:55). Gleichzeitig werden jedoch auch Ausbildungsberufe als Wegzugsgrund erwähnt, die prinzipiell im Altenburger Land möglich wären (z.B. Krankenpfleger/in; vgl. GD_25:78ff.), oder zumindest nur teilweise mit spezifischen Einrichtungen außerhalb in Verbindung stehen (z.B. Hotelkaufmann/frau; vgl. GD_24:57; Kfz-Mechaniker; vgl. GD_21:63). Hierbei deutet sich bereits an, dass viele Zukunftsperspektiven außerhalb des Altenburger Landes gesehen werden, im Sinn einer kollektiven Orientierung, wobei die tatsächlichen Möglichkeiten vor Ort bei der Wegzugsüberlegung eine untergeordnete Rolle einnehmen. In den Gymnasien gibt es zudem viele Jugendliche, die einige Zeit im Ausland verbringen wollen (vgl. GD_26:75). Insgesamt wird deutlich, dass die konkreten Karriereperspektiven von Wegzugswilligen aus strukturellen Gründen weitaus breiter gefächert sind als diejenigen der Bleibewilligen.

Insbesondere bei Gymnasiast/innen werden Wanderungserwägungen offensichtlich durch die Abwesenheit einer Hochschule innerhalb der Region dominiert:

„Man hat nicht die Möglichkeit auf eine Hochschule zu gehen oder zu studieren. Es gibt halt ein paar Ausbildungsbetriebe, aber hauptsächlich sprießen hier Altersheime aus dem Boden. Das ist eigentlich die Hauptmöglichkeit, die man hier hat, Altenpfleger zu werden.“ (GD_26:204)

Die betreffende Person moniert hier eine als eingeschränkt wahrgenommene Auswahl an Ausbildungsbetrieben, die sich aus ihrer Sicht vor allem auf den Pflegebereich beschränken. Wiederum andere Jugendliche – eher an technisch-industriellen Berufen orientiert – beschwerten sich, dass zwar viele Ausbildungsstellen für z.B. Zerspanungsmechaniker angeboten würden, aber Stellen, die nicht auf Metallbearbeitung bezogen sind, rar gesät seien (z.B. GD_12:613). Bei der Gruppe der Schüler/innen, die eine Ausbildung anstreben, tendieren vor allem jene zu einem Fortzug, die bereits konkrete Perspektiven bei einem Betrieb haben:

A: *„Na, ich will erst mal meine zehnte Klasse noch zu Ende machen, dann gehe ich in meine Ausbildung und wenn ich dann halt von dem Betrieb übernommen werde, dann gehe ich halt dort hin. Das ist in Leipzig. Da kann ich direkt dort hinziehen, dass ich nicht immer den Fahrweg habe.“*

Moderator: *„Hast du da schon etwas Konkretes?“*

A: *„Ja, Trockenbau.“ (GD_16:72ff.)*

Vor diesem Hintergrund wird auch debattiert, inwiefern es Frauen möglich sei, in ehemals klassischen Männerberufen Fuß zu fassen: Zumindest in einem Fall wurde einem Mädchen davon abgeraten, einen Beruf zu wählen, der als Männerberuf gilt; inwiefern das wiederum als Ausdruck einer prekären regionalen Ausbildungssituation gedeutet wird, wird im Gespräch nicht expliziert:

- A: *„Vor zwei Jahren, da wollte ich eine Ausbildung machen als Maschinenanlagenführerin. Der eine Betrieb hat gesagt, das wäre nichts für mich. Und der andere konnte mich nicht ausbilden.“*
- Moderator: *„Der Betrieb hat gesagt, dass es nichts für dich wäre?“*
- A: *"Ja. Weil Frauen in Männerberufen haben es sowieso schwerer als die Männer. Da spielen auch die Vorurteile eine ganz große Rolle.“*
- Moderator: *„Aber den Beruf würdest du trotzdem gerne machen?“*
- A: *„Nein, jetzt nicht mehr, weil ich jetzt sowieso weiß, dass ich in der Metall überhaupt keine Chancen habe.“ (GD_12:651ff.)*

In anderen Fällen wird ein genereller Unwillen von Handwerksbetrieben konstatiert, Mädchen einzustellen, und gemutmaßt, dass dies mit den Mehrkosten für getrennte Umkleiden und Sanitäranlagen zu tun hätte (vgl. GD_28:579ff.).

Bei den Jugendlichen, die keine konkreten Perspektiven haben, sich jedoch trotzdem sicher sind, aus dem Altenburger Land fortzuziehen, bemängeln mehrere Gesprächspartner/innen das als sozial problematisch wahrgenommene Lebensumfeld innerhalb der Region (siehe Kapitel 4.2) und stellen es als ausschlaggebend für Wegzugserwägungen dar:

„Ich finde es hier prinzipiell schön, aber die Anwesenheit von den Menschen macht es halt schlecht. Und vielleicht finde ich auch andere Städte, wo ich keinen kenne, anziehender, weil ich weiß, hier kennt mich keiner, hier kenne ich keinen und da werde ich auch schon mal nicht von irgendjemandem doof angepflaumt, der mich mal flüchtig gesehen hat. Also weil eben im Altenburg und im Kreis so viele unangenehme Charaktere unterwegs sind, möchte ich halt schon lieber hier weg. Weil in Leipzig, da ist das halt alles entspannter, weil da kenne ich nur gute Bekanntschaften und halt keine so Negativen.“ (GD_21:500)

Letztlich bleibt aber auch hier unklar, was genau „so viele unangenehme Charaktere“ ausmacht und worin sich die negativen Begegnungen genau äußern; ebenso unklar bleibt, inwiefern der Wegzugwunsch in einer kollektiven Imagination der Großstadt als Ort der individuellen Entfaltung vor dem Hintergrund weitgehender Anonymität verankert ist oder eher als Wechsel zwischen einem vertrauten, aber als negativ wahrgenommenen Herkunftsort und einem noch unvertrauten, aber potenziell positiv konnotierten Zukunftsort entworfen wird.

Vor dem Hintergrund der bereits geschilderten Verknüpfung von sozialer Devianz und der als eingeschränkt wahrgenommenen Freizeitmöglichkeiten ist es interessant, dass sowohl sozial geächtete Verhaltensweisen als auch das Freizeitangebot als Wegzugsgründe genannt werden:

„Also für mich ein Grund wegzugehen, ist, dass hier einfach nichts los ist. Also abends in Leipzig oder so kannst du mal weggehen oder so, hier kannst du nicht wirklich weggehen. [...] Und auch so eine Kleinstadt, keine wirklichen Einkaufsmöglichkeiten und so. Überhaupt so, was man machen kann. Man macht irgendwie, wenn man sich trifft, ja was macht man? Ja, keine Ahnung, Eis essen, rund um den Teich, das ist so das, was man dann macht.“ (GD_23:313)

Wenn nun der derzeitige Wohnort als ungenügend angesehen wird, gewinnt die abgrenzende Bewertung des potenziellen Wohn- und Wirkungsortes zusätzlich an Bedeutung. In dieser Hinsicht ist auffallend, dass ein großer Teil der Jugendlichen ein eher diffuses, uninformiertes und daher wenig detailliertes Bild von diesen potenziellen Orten hat, dabei jedoch überzeugt scheint, dass es dort prinzipiell besser sein müsse. Im Kontrast dazu gibt es jedoch auch eine kleinere Gruppe, die

anhand von eigenen Erlebnissen oder Erfahrungen Dritter spezifische Orte – besonders häufig (aber nicht ausschließlich) Leipzig oder Dresden – zum Vergleich heranzieht, idealisiert und als mögliche Zielorte der Abwanderung ins Auge fasst:

„Bei mir ist es halt so, weil ich oft an der Ostsee war, würde ich halt auch gerne dann an der Ostsee wohnen, weil mir das halt sehr gut gefällt dort.“ (GD_16:702)

Der Bewertungsmechanismus folgt jedoch bei beiden Gruppen überwiegend verallgemeinernden Annahmen und Schlussfolgerungen auf der Basis der bis dato gesammelten Erfahrungen und Erzählungen anderer:

„Also ich möchte zum Beispiel nicht in Dortmund oder so studieren. Nein, das hat jetzt nichts mit Fußball zu tun. Der Style dort, der gefällt mir nicht, das, finde ich, sind halt keine schönen Städte.“ (GD_26:478)

Dabei wird eine Diskrepanz auffällig zwischen teils eher idealistischen und selektiven Wahrnehmungen bzw. Überlegungen zu möglichen Zukünften und Wohnorten und sehr konkreten, Überlegungen zu spezifischen Karriereoptionen. Tatsächlich ist dies keine antagonistische Dichotomie, sondern beide Aspekte überlagern sich in verschiedenem Ausmaß in vielen Äußerungen. Dies wird besonders deutlich, wenn man den Komplex der karrierebezogenen Wegzugsgründe betrachtet: So wurden die regionalen Lohnunterschiede innerhalb der Gruppendiskussionen häufig, jedoch oftmals wenig tiefgehend diskutiert; vielmehr scheinen Erzählungen Dritter und individuelle Erlebnisse informierend zu wirken:

„Wir hatten halt Besuch aus dem Süden, also Bekannte, die wir im Urlaub kennengelernt haben, die wohnen im Süden, so Münchner Raum, die Drehe rum, und die waren halt mal eine Woche zu Besuch. Und da haben sich die Eltern halt darüber unterhalten, über Gehalt et cetera. Und da haben sie dann schon gesagt, dass sie da mehr verdienen. Es ist auch eine Frage, welchen Beruf man macht und in welcher Position man da ist. Ich denke mal, in einem Bundesland wie Bayern verdient man schon etwas mehr als in Thüringen.“ (GD_18:262)

Diese selektiven Wahrnehmungen werden in Bezugsgruppen weitergetragen. Jedoch wird anscheinend in den alltäglichen Unterhaltungen selten auf die Informationsbasis und Datengrundlage eingegangen. So finden sich bei Äußerungen zu konkreten Zukunftsplänen oftmals verkürzte Versionen des Gehaltsgefälle-Narrativs:

„Also, ich mache Realschulabschluss hier, dann mach ich eine Lehre im Altenburger Krankenhaus als Krankenschwester, sag ich jetzt einfach mal, und dann möchte ich irgendwo in den Westen ziehen, weil man dort besser verdient.“ (GD_18:81)

Unter dem Eindruck und der bedingten Reflexion dieses vereinfachenden Narrativs entfalten sich nur vereinzelt Diskussionen, die sich einerseits um die Validität dieser Informationen und andererseits um den Stellenwert eines höheren Gehalts bei mutmaßlich auch höheren Lebenshaltungskosten drehen:

A: *„Meine Mutti ist Physiotherapeutin. Die hat gesagt, wenn man in den Westen geht, da verdient man da viel, viel mehr.“*

B: *„Man hat aber auch mehr Ausgaben. Es ist teurer da. [...]“*

A: *„[Nein, aber] viel, viel mehr als hier, also das muss schon ganz schön krass sein, was da der Unterschied ist. Ich kenne das auch vom Bau her, das soll auch ein relativ hoher Unterschied sein.“ (GD_31:502ff.)*

Diese Art von familiärer Informationsweitergabe scheint insofern typisch zu sein, als dass bemerkenswert viele Jugendliche den Einfluss der Eltern auf die Vorstellung von Karrieremöglichkeiten und die damit einhergehende Vermittlung von Kontakten betonen (siehe Kapitel 4.4). So berichtet zum Beispiel ein Schüler über den Hintergrund seiner Pläne, in der Schweiz Fuß zu fassen:

„Das ist durch meinen Vater gekommen, weil da- Die Lebenskosten sind vielleicht höher, aber es ist halt alles angepasster dort. Man hat als Jugendlicher, bzw. als junger Erwachsener viel mehr Möglichkeiten in der Freizeit, das wird viel unterstützt. [...] Wir haben auch eine Zeit lang da unten gewohnt, das ist halt sehr schön dort, die Gebiete, es sind Berge noch in der Nähe, man hat große Grünflächen. Das Leben miteinander ist dort anders als jetzt hier in Deutschland in der Stadt.“ (GD_27:360ff.)

Wieder kann beobachtet werden, wie konvergierende Narrative über eigene Erfahrungen, familiäre Kontakte, Stadt/Land-Unterscheidungen sowie eine vereinfachende Fokussierung auf das eigentlich Fremde in anderen Regionen zu einer positiven Bewertung des Fortzugs führen. Und wiederum wird deutlich, dass eine wesentliche Denkfigur die des Kontrastes zwischen einem Hier und einem Dort ist, wobei das „Hier“ seine positive Konnotation primär aus persönlichen Bindungen gewinnt, während das „Dort“ positiv aufgrund der erwarteten eigenen Möglichkeiten und einem diffusen „anders-als-hier“ besetzt scheint. Insbesondere dieses Fremde, also das Unbekannte gepaart mit dem Interessanten, ist dabei ein häufiges Kriterium für Wegzugsentscheidungen: Während viele Jugendliche die Fremdheit mitunter skeptisch betrachten (vgl. GD_14:143), ist sie wiederum für andere entscheidendes Merkmal einer regelrecht zwangsläufig anzustrebenden Entwicklung:

„Also bei mir speziell ist es so, weil meine Eltern sehr gern reisen und wir deswegen auch sehr oft in verschiedenen Orten im Urlaub waren und ich da so ein bisschen, so, weiß ich nicht- Also mir hat das halt immer sehr gut gefallen. Also, das hat halt das Interesse geweckt und ich würde halt gern noch mehr sehen von der Welt einfach.“ (GD_26:112)

Diese Art des Weggehen-Wollens hat wenig zu tun mit einer regionalen Migrationsnorm, die das Weggehen primär als kausale Folge einer prekären regionalen Entwicklung deutet. Insbesondere bei der Gruppe der Gymnasiast/innen sind diese Bestrebungen, eine begrenzte Zeit im Ausland zu verbringen stark ausgeprägt. Besonders auffällig war eine Häufung in Schulen, in denen auch explizit vom Lehrpersonal dazu ermutigt wurde. Dabei sind nicht alle dieser Vorhaben idealistischer Natur, sondern rühren teils von komplexeren Gedanken über die zukünftig mögliche Karriere her:

„Das ist auch ein Fakt von Globalisierung. Also es erweitert ungemein Chancen, wenn man sagt, man war ein Jahr im Ausland, man hat sich mit anderen Kulturen befasst, man hat andere Sprachen gehört oder sich damit beschäftigt. Das zeigt für Unternehmen, für die spätere Berufswahl eine unglaubliche Offenheit und das ist einfach von Vorteil im Lebenslauf.“ (GD_26:131)

Neben dem Umstand, dass für die Gruppe der Gymnasiasten ein Fortzug generell wahrscheinlicher ist, da sie durch das Abitur universitäre Bildungswege verfolgen können, ergibt sich bei der Motivation von Schüler/innen zu Auslandsjahren erneut eine Konstellation verschiedener Gründe und Zwecke, vor deren Hintergrund ein Verlassen der Region notwendig, zweckmäßig und erstrebenswert erscheint. Dabei spielen nicht nur innerregionale Problemwahrnehmungen eine Rolle, sondern auch gesellschaftlich tradierte und oft familiär reproduzierte Vorstellungen, ja teils Imperative über Karriere und erfolgreiche Lebensführung; also Aspekte, die zu einer bestimmten Laufbahn oder einem bestimmten Verständnis von Leben gehören. Hemmungen abzuwandern

werden vor dem Hintergrund verschiedener technologischer Möglichkeiten (z.B. universeller Verfügbarkeit von Handys/Smartphones, Facebook, Skype, Whatsapp) und einer sich mittlerweile durchgesetzten Vorstellung alltäglicher Mobilität abgeschwächt:

„Ich finde das auch cool, dann neue Eindrücke oder Erlebnisse zu haben. Und naja, mit der neuen Technik und alles kann man auch Freunde so hören oder sehen und mit dem Auto oder Zug kann man auch mal schnell woanders hinfahren.“ (GD_17:175)

Zudem wird Wegzug – interessanterweise ganz anders als die Berufswahl (siehe Kapitel 4.5) – nicht ausschließlich als endgültig und unumkehrbar gesehen: Nur wenige Jugendliche schließen kategorisch aus, jemals wieder in das Altenburger Land zurückzukehren. Vielmehr wird häufig betont, dass der Weg zurück nicht versperrt sei:

„Also wenn man das alles geschafft hat und hat hier vielleicht auch einen ziemlich guten Job oder so und Freunde sind noch viele geblieben, dann könnte man ja auch zurück. Oder wenn man dann auch selber eine Familie gründet, weil hier ist es auch ein bisschen ruhiger auf den Dörfern und so, dass man dann ja vielleicht auch wieder zurück will.“ (GD_20:160)

Die hier dargestellte komplexe Verflechtung von Zukunftsperspektiven und Migrationserwägungen ist eng mit Lebensabschnitten und Phasen des Überganges verknüpft. Zwar stellt die sozioökonomische Situation in der Region *eine* Bedingung spezifischer Entscheidungen dar; dennoch sind keine kausalen Schlussfolgerungen hinsichtlich der Determinierung dieser Entscheidungen durch regionale Spezifika möglich. Eher kann gefolgert werden, dass vor dem Hintergrund von sozioökonomischer Schrumpfung das Weggehen aus dem Altenburger Land aus der Sicht jener, die dies gerade erwägen, noch plausibler erscheint. Im Folgenden widmen wir uns jenen sozialen Arenen, in denen eben diese Plausibilität im zwischenmenschlichen Austausch verhandelt wird.

4.4 Arenen der Aushandlung

Die Entscheidung über Fortzug oder Verbleib in der Region ist, wie bereits angedeutet, ein komplexer Prozess, der in der Regel viele Jahre vor dem eigentlichen Akt beginnt: So entfalten z.B. Einstellungen zur Region, bestimmte Wahrnehmungsmuster, schulische Berufsförderungsprogramme und familiäre Verhältnisse vor allem langfristig ihre Wirkung und erreichen im Akt der Entscheidung lediglich ihren Kulminationspunkt. Der Prozess ist keineswegs linear, vielmehr scheinen die Jugendlichen dabei zwischen einer Vielzahl von strukturellen und sozialen Zwängen, wahrgenommenen Möglichkeiten und oftmals latent bleibenden Erwartungen zu manövrieren, denen sie sich ausgesetzt fühlen. Dennoch besteht bei vielen die Vorstellung, dass es eine individuelle Entscheidung sei:

„Es geht ja um jeden seine Zukunft. Da ist es doch bestimmt eher so, finde ich, dass man das eher mit sich selber ausdiskutiert und nicht jetzt irgendwie jemanden fragt, ja, was denkst denn du, gib mir mal einen Rat, oder so. Na, man geht ja zu keinem und sagt, hier, was glaubst du denn was ich machen könnte? Dann sagt der vielleicht, hier, mach etwas mit Autos und der will das überhaupt nicht. Das ist ja totaler Schwachsinn. Man muss schon etwas suchen, was einen selber anspricht.“ (GD_14:441)

In dieser Aussage dominiert eine normative Herangehensweise, die argumentiert, dass die individuelle Entscheidung Vorrang haben müsse. Aus dieser Perspektive ist auch die Relevanz eines gewissen Anspruches an sich selbst interpretierbar, sich gegenüber Fremdmeinungen abzusetzen. Dieser Absetzungsprozess – als Ausdruck eines Bedürfnisses nach Selbstbestimmung und Individualisierung Heranwachsender gegenüber Rollenzuweisungen und -erwartungen der Umwelt (vgl. NIEDERBACHER U. ZIMMERMANN 2011, S. 151) – flankiert dabei in vielen Fällen auf intrinsischer Ebene die Wanderungsentscheidung:

„Also früher wollte ich halt immer Kindergärtnerin werden und so etwas. Und da hat er immer gesagt, da verdient man kein Geld und mach etwas Richtiges und aber wenn ich das wirklich will, dann würde ich mir das auch von meinen Eltern, denke ich, nicht ausreden lassen. Also mein Vati sagt halt oft, dass ich etwas Ordentliches machen soll, halt wo man viel, wo man halt gutes Geld verdient. Aber wenn ich halt wirklich das will und wenn mir das Spaß macht, da würde ich auch von meinen Eltern mir nicht ausreden lassen, aber auch von irgendjemand anderes nicht.“ (GD_25:236)

Diese Perspektive selbstbewusster und vor allem selbstbestimmter Entscheidungsfindung steht jedoch im Spannungsfeld zu klaren Vorbildrollen von Eltern (teils auch als Negativbeispiele), der großen Bedeutung spezifischer, eindrucksvoller biographischer Begebenheiten und der Vielzahl an (außerfamiliären) Personen, welche einen Einfluss auf den Entwicklungsverlauf junger Menschen haben:

„Die Familie hat viel Einfluss darauf gehabt schon, auch meine Gesundheit. Das ist halt so viel, was darauf Einfluss hat noch, als man eigentlich denkt. Das ist die Umgebung, die Menschen mit denen man sich umgibt, das hat halt alles Einfluss noch darauf.“ (GD_27:708)

Dabei ist eingeforderte oder gewährte relative Autonomie von elterlicher Beeinflussung ein besonders oft hervorgehobener Punkt: Eltern üben scheinbar in den seltensten Fällen Zwang aus und nehmen stattdessen oftmals eher beratende Positionen ein. Das soziale Feld der Familie ist hierbei die bedeutendste Aushandlungsarena, jedoch in sehr unterschiedlichen Ausprägungen – In ihr werden Zukunftsperspektiven diskutiert, Ratschläge erteilt und Mut zugesprochen:

„Meine Eltern unterstützen alle meine Wünsche und meine Entscheidungen. Aber jetzt gerade von meiner Mutti, sie war damals auch lange weg, die war unten in Bayern. Sie hat gesagt: ‚Mach ein Auslandsjahr, geh raus, geh in die Welt und du wirst wahrscheinlich auch von hier weg müssen. Du sollst das nicht, aber du hast woanders wahrscheinlich bessere Chancen.‘ Also so Tipps gegeben nach ihrer Meinung. [...] Ja, sie weiß, wie ich bin, dass ich ungern weiter weggehe. Also ich wollte ja immer zu Hause bleiben und sie hat gesagt: ‚Mach es, du hast die Unterstützung, trau dich das und du kannst mehr erreichen, als wenn du hier bleibst.“ (GD_23:18ff.)

Gerade die Eltern haben sich laut Aussage der Mehrheit der Jugendlichen mit der Migrationsabsicht arrangiert und versuchen eher hinsichtlich der konkreten Karriereabsicht – in unterschiedlichem Ausmaß – Einfluss auszuüben und Unterstützung zu gewähren. Dabei wird wiederholt deutlich, dass es insbesondere auch die biographischen Erlebnisse der Eltern sind, welche nicht nur deren eigene Einstellung zu Migrationserwägungen ihrer Kinder beeinflussen, sondern auch als direkte Inspiration für die Jugendlichen selbst dienen. Spezifische Ansprüche der Selbstverwirklichung dringen hierüber besonders effektiv in die Vorstellungswelt der Jugendlichen ein. In Bezug auf wahrgenommene sozioökonomische Bedingungen im Altenburger Land wird durch die Erzählungen der Schüler/innen ersichtlich, dass nicht nur viele der Jugendlichen selbst, sondern auch deren Eltern die Möglichkeiten im Altenburger Land beruflich Fuß zu fassen, als gering einschätzen. Dabei muss jedoch hervorgehoben werden, dass auf der Datenbasis der vorliegenden Studie keine Kausalitäten zwischen den Orientierungen und Wahrnehmungsmustern der Eltern – welche ja nicht direkt Teil der Untersuchung waren – und jener der Jugendlichen hergestellt werden dürfen und können. Allein das sinnstiftende Zusammenfallen dieser Orientierungen in den Ausführungen und Argumentationen der Schüler/innen ist jedoch ein deutliches Indiz dafür, dass der Prozess der Entscheidungsfindung komplex und eben nicht nur selbstbestimmt, sondern sozial verhandelt ist.

Von besonderer Brisanz sind dabei auch potenziell Dilemma-behaftete Konstellationen, in denen (1) die Eltern untereinander uneins sind, (2) Eltern ihre eigenen, selbstbezogenen Vorstellungen und Lebensmodelle auf die Kinder projizieren, oder (3) Jugendliche sich in gewisser Hinsicht ihren Eltern verpflichtet fühlen. Hierbei können Gefühle von Zwang entstehen, die die so schon schwierige Entscheidungsfindung verkomplizieren und ggf. lähmen:

- A: *„Mein Vater hat mir immer vorgeschwärmt: ‚Ja, mach ein Lehramtsstudium. Das passt zu dir und das kannst du machen.‘ Und meine Mutter war da direkt, also komplett dagegen und hat gesagt: ‚Nein, ich möchte nicht, dass du das machst. Mach was anderes, probiere mal was Neues.‘ Aber sie sind beide Lehrer muss ich dazu sagen. [...] Und ja, habe ich mich eigentlich dann so weit damit angefreundet mit dem Lehramtsstudium, fand ich noch dann ganz interessant und dann von der Mutter direkt zu hören: ‚Nee, mach mal was anderes‘, das war dann schon komisch, weil man will sie ja auch nicht enttäuschen.“*
- Moderator: *„Aber das ist dann schon ein Dilemma.“*
- A: *„Ja, das ist dann schon komisch. Ich weiß auch nicht, wie ich das jetzt klären soll.“*
- Moderator: *„Okay. Warum sagt das deine Mutter?“*
- A: *„[...]ich glaube, sie denkt, dass ich- Also sie will immer mehr für mich. Also sie denkt Lehramtsstudium, das kennt sie schon alles, das hat sie gesehen, sie weiß wie weit man kommt. Und sie will mir da jetzt irgendwas, ich sage jetzt mal, aufdrängen, womit man vielleicht weiter kommen kann. Sie erhofft sich vielleicht für mich was Besseres. Wobei ich da sagen muss, dass das Lehramtsstudium nicht das Allerschlechteste ist, wie ich finde. Ich glaube, Lehrer ist ein ganz, ist ein ganz guter Job.“ (GD_23:50ff.)*

Deutlich wird, dass bei einer Betrachtung der migrationsbezogenen Entscheidungsfindung Jugendlicher vor allem die Vielfalt der Kriterien, Bedingungen und Ausprägungsmöglichkeiten verschiedener Variablen in Rechnung gestellt werden müssen: Im vorliegenden Beispiel wollte sich unser/e Gesprächspartner/in eigentlich an den beruflichen Erfahrungen seiner/ihrer Eltern orientieren. Jedoch schwankt die Person zwischen dem eigenen Wunsch und dem Risiko, die eigene Mutter zu enttäuschen. Dabei scheint die alltägliche Lebenspraxis der Eltern, d.h. deren jahrelange und ggf. auch nicht intendierte Art und Weise sich zu ihrem Beruf zu äußern, viel einflussreicher als explizite punktuelle Äußerungen:

„Meine Mutter kommt eigentlich fast jeden Tag nach Hause und sagt zu mir, mach das ja nicht, ich habe keine Lust mehr darauf! [...] Aber alle anderen sagen mir: ‚Na du musst doch den Betrieb von deinen Eltern weiterführen!‘ Ich sage, nein, ich bleibe nie im Leben [...] auf einem kleinen Dorf- [...] Wenn ich irgendjemandem erzähle, ja, was machen deine Eltern halt? Die haben eine Bäckerei. Ach wie toll, das machst du bestimmt dann später auch mal! Nein!“ (GD_26:417ff.)

Prinzipiell ist dabei auch das Gegenteil, also das bewusste Verbleiben am Heimatort einschließlich einer Fortführung familiär tradiertter Berufsmuster möglich. An dieser Stelle möchten wir erneut betonen, wie die Vielzahl hochgradig individueller und personenspezifisch konkreter Bedingungen zu radikal unterschiedlichen Verhaltens- und Entscheidungsweisen führen kann. So können auch sehr subtile Kommunikationsweisen Einfluss darauf haben, ob sich Jugendliche Zwängen

ausgesetzt fühlen: Unter dem Eindruck dieser – in jedem Fall in verschiedener Ausprägung vorkommenden – komplexen sozialen Sachverhalte kann dann selbst ein zurückhaltendes Engagement der Eltern zu einem Gefühl des Unter-Druck-gesetzt-Werdens seitens der Jugendlichen führen:

„Dann sagt man immer: ‚Ja gut, ich gucke mich noch um.‘ Und dann wollen sie immer, dass man sich bald entscheidet, weil Abi kommt ja bald und dann will ich ja studieren und das heißt weg und auch Geld verdienen, dass man dann nicht irgendwo in der Luft hängt. Die wollen ja alle im Endeffekt nur das Beste für einen, aber sehen dann nicht, dass es auch einen selber unter Druck setzt.“ (GD_23:305)

In Kontrast zum elterlichen Wohlwollen stehen mehrere Beschreibungen über Versuche von Großeltern, Einfluss auf die Enkel auszuüben: Während in der derzeitigen Elterngeneration eine Art impliziter, gesellschaftlich verankerter Erziehungskonsens gemutmaßt werden kann, Freiheiten und Individualisierungsmöglichkeiten zu gewähren, nehmen insbesondere Großväter und Großmütter normative Positionen ein, deren Wirken als invasiv – wenn auch nicht unbedingt erfolgreich – beschrieben wird:

„Obwohl da meine Großeltern, also mehr mein Opa, der ist da schon ganz anders, der handelt da schon sehr nach diesen ganz alten Regeln so. Also das ist halt immer schwierig. Er selber hat Bau studiert und er hat halt seine Firma gehabt und er fragt mich dann, weiß ich nicht, aller vier Wochen, ob ich denn jetzt weiß, was ich machen möchte und wenn ich dann sage, nein, immer noch nicht, sagt er, ja dann studiere Bau und ich so, nein! Das ist halt immer so. Er ist halt auch zum Beispiel so ganz gegen dieses Kunst und Musik. [...] Und meine Eltern stehen da auch so ein bisschen hinter mir und wenn die dann sagen, es reicht jetzt auch, dann ist das auch in Ordnung und dann hat sich das auch.“ (GD_26:401ff.)

Ersichtlich ist dabei auch – neben dem Umstand, dass die Art der Einflussnahme sich zwischen den verschiedenen Generationen unterscheidet – dass differierende Vorstellungen bezüglich der Einschätzung legitimer Berufswahl existieren: Insbesondere (wenn auch nicht ausschließlich) Großeltern raten vor dem Hintergrund des Kontrasts zwischen „brotlosen“ und „lohnenden“ Berufen eher zu „ordentlichen“ oder „richtigen“ Berufen als dies von den Jugendlichen über deren Eltern berichtet wird. Auch wenn die meisten Jugendlichen den direkten Einfluss der Großeltern bestreiten, so ist jedoch vereinzelt ein indirekter Einfluss durch Abgrenzungsbestrebungen zu erkennen. Weiterhin gibt es Einzelfälle, in denen Großeltern – insbesondere im Falle schwieriger Beziehungen zu den eigenen Eltern – weitaus mehr Unterstützung leisten und engagiert bei der zukünftigen Berufs- und Ortswahl Einfluss ausüben.

Insgesamt muss konstatiert werden, dass Eltern und Großeltern als bedeutendste und einflussreichste Gruppe hinsichtlich der Wanderungs- und Berufsentscheidung beschrieben werden. Geschwister und auch Freunde wiederum kommen in den Erzählungen nur vereinzelt vor, dabei oftmals als Inspirations- oder Informationsquelle, aber weniger als beratende Instanz.

„Am meisten Einfluss haben eigentlich mein Bruder und seine Freundin. Die machen eigentlich fast dasselbe, die sind Heilerziehungspfleger, die arbeiten mit Behinderten und psychisch Kranken zusammen. Es ist schön, wenn die immer so erzählen, dass sie auch Spaß im Beruf haben und genau dasselbe habe ich mir auch vorgestellt, dass es bei mir dann auch so ist, dass ich dann auch Spaß in dem Beruf habe.“ (GD_27:703)

Diese Art von Beeinflussung wird im Allgemeinen nicht mit dem Ausüben von Druck assoziiert, sondern stellt sich als nicht mit einer konkreten Absicht verbundene und in den Alltag integrierte Erfahrungsweitergabe dar. Im Kontrast dazu wird die Arbeit von Berufsberater/innen an den

Schulen gesehen. Deren Arbeit stehen die Schüler/innen ambivalent gegenüber: Einerseits konstatieren die Jugendlichen den Nutzen einer professionellen, fundierten Beratung angesichts einer schwer zu überschauenden und einzuschätzenden Vielfalt von Möglichkeiten und Angeboten:

„Und dass es halt manchmal halt nicht wirklich immer stimmen muss, was die Eltern halt sagen. So, und da hat man halt immer noch einen, der hat sich halt wirklich damit beschäftigt und der halt auch weiß, was man wo machen muss, und da muss man sich halt nicht selber nochmal nebenbei noch informieren und alles. Wir hatten das halt hier direkt an der Schule.“ (GD_31:200)

Andere begegnen – auch auf der Basis singulärer Erfahrungen – der Berufsberatung eher mit Skepsis:

„Also bei mir ging es ziemlich schief. Weil ich kam hier halt auch hin, ich habe drei Ideen, was ich machen könnte, bin mir nicht sicher und: ‚Ja, wenn Sie keine Ahnung haben, dann können wir Ihnen nicht viel weiter helfen.‘ Jetzt habe ich so einen Termin für so einen psychologischen Test, Beratung, oder so und da setzt man sich halt mehrere Stunden an den Computer und dann kommt dann irgendwas raus. Überzeugt bin ich davon nicht, aber ich habe mir gesagt: ‚Ich weiß es nicht, ich kann es nur ausprobieren. Entweder es hilft mir oder es hilft mir nicht.‘ (GD_23:245)

Insgesamt wird die Wirkung der Berufsberatung als begrenzt angesehen, wobei insbesondere kein Mehrwert im Sinne einer Präzisierung oder Sicherheit bezüglich der Entscheidungsfindung wahrgenommen wird. Dabei spielen teilweise wohl auch enttäuschte Hoffnungen und Erwartungen eine Rolle, die diese Art der Unterstützung nicht als bloße Informationsquelle ansahen, sondern als potenziell wirkungsvolles Mittel zur Identifikation der „besten“ Entscheidung, oder unterbewusst auch schlicht zur Bestätigung der eigenen Interessen. Insbesondere der Aspekt der Informationsbeschaffung durch die Berufsberatung wird jedoch in den weiteren Gesprächsverläufen auch häufig positiv bewertet.

Eine viel größere Rolle kommt laut den Jugendlichen den Aktivitäten zu, die über die Schule organisiert werden. Während Mitschüler/innen im Alltag eher keine Zielgruppe für den Austausch über Berufswünsche darstellen, sind Unterhaltungen im Rahmen der vorgeschriebenen Praktikumszeiten eher üblich. Hier scheint das Thema Zukunftsüberlegungen – inspiriert durch eine unterrichtsbasierte Thematisierung und Auswertung der Praktika – zu einem Gesprächsstoff unter den Jugendlichen zu werden. Diese Gespräche, so betonen die Schüler/innen, werden jedoch zumeist gruppen- und teils auch geschlechterspezifisch geführt: Das heißt, dass – je nach geschlechtlicher Durchmischung der sozialen Interaktionsgruppen in den Hofpausen – auch die Kommunikation über berufliche Perspektiven nur innerhalb dieser freundeskreisbezogenen Austauscharenen stattfindet. Ein Austausch innerhalb der gesamten Klasse/Schule oder auch über gezogene Geschlechtergrenzen hinweg scheint eher selten zu sein. Generell gilt jedoch, dass von allen Beteiligten den obligatorischen Praktika in der Schulzeit eine immense, weitreichende Bedeutung zugewiesen wird:

„Weil man kann selber Erfahrungen sammeln. Wenn jetzt ein Elternteil sagt, du bist handwerklich begabt, du machst jetzt, weiß ich nicht, Metallbau, du willst es aber nicht machen, du willst lieber was mit Holz machen. Da ist dann wieder das, was will ich machen? Ich probiere das, hab die Ausbildung bekommen, gefällt mir nach zwei Jahren nicht mehr, breche ich ab, muss mir wieder eine Ausbildung suchen. Deswegen finde ich das mit dem Praktikum sehr gut, wenn man selber Erfahrungen in dem Beruf sammeln kann, um dann für sich selbst zu entscheiden, was man möchte.“ (GD_27:678)

Einerseits ermöglicht es den Jugendlichen – bei entsprechender Zielstrebigkeit der Suche – eigene Erfahrungen zu machen, andererseits bestärkt es Sie in der Entwicklung hin zu einem gewissen

Maß an notwendiger Selbstständigkeit bei der Berufswahl. Die Wahl der Praktika variiert dabei von sehr zielgerichtet bis hin zu eher zufällig und ist dabei vom eigenen Engagement wie auch von äußeren Umständen – wie der teils begrenzten Bereitschaft von Unternehmen, Schülerpraktika für i.d.R. zwei Wochen anzubieten und mit sinnvollen Inhalten füllen zu wollen – abhängig:

„Also ich wollte eigentlich auch erst in der Zeitung arbeiten, aber die hatten sich dann nicht mehr zurückgemeldet. Dann hatte ich in einer Anwaltskanzlei angefragt, von Freunden, aber die Chefin, die hat einmal ja und einmal nein gesagt. Und dann hatte ich halt durch meinen Opa noch einen Draht zum Gericht und ja, da habe ich das halt dann als drittes eigentlich später dann erst genommen.“ (GD_20:118)

Sehr auffällig ist in dieser Hinsicht, dass die während der Praktika gemachten Erfahrungen stets besonders eindrücklich, jedoch gleichzeitig auch besonders selektiv sein können und eine große Wirkung auf die Entscheidungsfindung über Wanderung und Berufswahl entfalten. Das heißt, dass Praktika zwar die Informationsvielfalt und die praktische Fähigkeit, verschiedene Optionen zu bewerten erhöhen, dass die auf dieser Basis gewonnenen Informationen jedoch auch stark durch die subjektiven Erfahrungen, Eindrücke und den daraus resultierenden – teils auch wenig rationalen – Rückschlüsse gefärbt werden. So wird mehrfach insbesondere der Stimmung zwischen Praktikant/in und Betreuer/innen entscheidende Bedeutung für die nachträgliche Bewertung der Praktikumszeit zugewiesen:

„Na wahrscheinlich sind das auch die Menschen, die bei dem Praktikum dabei waren, die uns halt da begleitet haben. Ich denke mal, wenn da jetzt irgendjemand gewesen wäre, der wirklich nicht freundlich zu dir gewesen wäre, oder wo du halt nichts hättest machen dürfen, dann hättest du auch nicht gesagt, das möchte ich jetzt machen, obwohl es vielleicht eigentlich schon irgendwie etwas Cooles gewesen wäre. Also das die Personen das schon mit beeinflussen.“ (GD_26:341)

Die Rolle von Praktika bei der Berufswahl – und damit indirekt auch bei der Wahl des zukünftigen Wohnortes – kann nicht überschätzt werden. Dabei entfalten die Praktika sowohl im Zuge positiver wie auch negativer Erlebnisse eine entscheidende Wirkung: So gibt es einige Schüler/innen, deren berufsbezogenes Interesse insbesondere durch die Ausübung von als anspruchsvoll und verantwortungsvoll wahrgenommenen Aufgaben, sowie eines guten Arbeitsklimas geweckt wurde:

„Im Hotel das, also das beim Friseur nicht so, aber das im Hotel, das war halt auch sehr gut, vor allem weil ich mich auch mit den ganzen die dort generell arbeiten sehr gut verstanden habe und wir uns auch unterhalten haben und so. Und also das hat allgemein komplett gepasst und der Vorteil war, dass der Chef dann halt zum Schluss meinte, dass er mich übernehmen würde, also von daher hat es gut gepasst und auch was gebracht.“ (GD_24:301)

Doch auch in kontrastierenden Beschreibungen, in denen die Schüler/innen die Praktika-Tätigkeiten als dumpf, anspruchslos oder wenig zusagend erleben, dienen die Erfahrungen – im Sinne einer abgrenzbaren, negativen Blaupause – der Eruierung zukünftiger Berufsperspektiven:

- A: *„Na, ich war letztes Jahr als Praktikum im Kindergarten und ich fand das eigentlich übelst stressig. Und das war gut, dass ich das Praktikum gemacht habe, damit ich halt mal merke, naja, es ist nicht meins. Bevor ich dann die Ausbildung mache und das am Ende bereue, dass ich das dann gemacht habe.“*
- B: *„Also bei mir ist es fast wie bei ihm halt, ich habe auch im Kindergarten Praktikum gemacht und da habe ich auch nach der ersten Woche gemerkt, dass es zwar schön, ist mit den Kindern zusammenzuarbeiten, aber dass es eigentlich auch total scheiße ist, weil man immer nur- Also mir ist es irgendwann auf die*

Nerven gegangen, weil ich kann so über längere Zeiträume irgendwelche Sachen nicht hören, zum Beispiel. Und das ist bei den Kindern, wenn die da quatschen, das regt mich mit der Zeit auf. Also mir haben halt die Praktika bis jetzt nur gebracht, dass ich halt bis jetzt nur wusste, dass ich nicht in den Kindergarten möchte und dass ich wahrscheinlich auch kein Steinmetz werde und dass ich halt jetzt in die Richtung Werbeagentur oder irgendetwas, so designmäßig, also mehr kreativ etwas machen möchte.“ (GD_21:135ff.)

Es wird einhellig bejaht, wie wichtig es sei, die eigenen Interessen in der Praxis zu testen. Besondere Bedeutung kommt hier jedoch der Möglichkeit zu, als Schüler/in auch wirklich in die Lage versetzt zu werden, einen Einblick in den praktischen Alltag der Zieltätigkeit bzw. des Zielbetriebes zu bekommen. Hierbei unterscheidet sich das mit den Praktika verbundene Engagement teils stark: So äußerten viele Schüler eher Zurückhaltung hinsichtlich ihrer Ambitionen, den möglichst passendsten Platz zu finden, während andere davon berichteten, deutschlandweit zu suchen, und dabei auch die Unterstützung der Eltern in Anspruch genommen zu haben: In einem Fall⁵ ging die Unterstützung so weit, dass die Eltern eigens für dieses Praktikum ihres Kindes Urlaub nahmen, um dem/der Minderjährigen den Aufenthalt fernab von zu Hause zu ermöglichen (vgl. GD_15:341).

Insgesamt kann hinsichtlich der sozialen Aushandlungsarenen, in denen die zukünftige Orts- und Berufswahl abgewogen und geformt wird, konstatiert werden, dass es insbesondere jene sind, die eine gewisse Signifikanz für die unmittelbare Erfahrungswelt der Jugendlichen besitzen. Erstaunlicherweise ist dies nicht der Freundeskreis, und z.B. auch nicht das Vereinsumfeld. Vielmehr ist es der engere Kreis der Familie und dort insbesondere die alltägliche Praxis der Eltern und die Erfahrung, sowie normative Orientierung der Großeltern. Neben der Familie zeigen sich zudem die eigenen Erfahrungen der Jugendlichen im Zuge schulischer Pflichtpraktika als besonders wegweisend für die nahende Berufs- bzw. Ausbildungs- und damit auch Wohnstandortwahl.

4.5 Gefühle und Zukunftsorientierung

Die Jugendlichen vermitteln in den Gruppendiskussionen vielfach den Eindruck streng zielorientierter und regelrecht pragmatischer Verhaltens- und Entscheidungsmuster. Hinsichtlich unserer Fragen bezüglich ihrer Zukunftspläne und Vorhaben wirken sie oftmals fast emotionslos:

„Ich hab meine Ziele und meinen Weg. Mein Ziel ist eine ordentliche Ausbildung und ((kurzes Schweigen)) an sich eigentlich alles zu schaffen, was ich mir vorgenommen habe, meine Ziele. Und da ist es mir egal, ob ich mein Ziel in Altenburg und Umgebung verwirkliche oder woanders. Also ich bin da jetzt nicht so wählerisch oder so. Ich habe mein Ziel und das verfolge ich.“ (GD_27:441)

Erst nach der anfänglichen Gesprächsphase – welche oftmals im Zuge gruppenspezifischer Aspekte und einer ungewohnten Forscher-Beforschte-Interaktion zunächst durch vorsichtiges aufeinander Einstimmen und verhaltenes Abtasten gekennzeichnet ist – wird offensichtlich, dass mit solchen Entscheidungen starke Emotionen verbunden sind, auch wenn diese nicht immer offen artikuliert werden. Sie lassen sich jedoch besonders deutlich aus der dominanten Ansicht herauslesen, dass sich mit dem Übergang in die Phase nach der Schulzeit tiefgreifende, schwerwiegende Änderungen vollziehen:

„Keine Ahnung, ich nehme es ein bisschen wie als Abenteuer, sag ich jetzt mal. Weil es ist halt was komplett Neues. Jetzt war lange Zeit Schule angesagt und es ist halt ein Alltag

⁵ Hierbei handelt es sich um einen Fall, der uns im Rahmen einer flankierenden Reihe von Gruppendiskussionen mit Vereinen mit Altenburger Land geschildert wurde.

gewesen und dann ändert sich halt alles, also man kommt nicht mehr hier her, man geht zur Berufsschule oder zu seinem Arbeitgeber.“ (GD_30:382)

Der Grund für diese Wahrnehmung ist der Umstand, dass die Mehrheit der Jugendlichen die Entscheidung über den Beruf als einmalig und endgültig verstehen und ihr dabei eine enorme Tragweite zusprechen. Nur eine Minderheit relativiert diese Finalität des einmal eingeschlagenen Lebensweges und zieht auch biographische Brüche oder eine mögliche Neuorientierung in Betracht (in diesen Fällen gab es zum Beispiel innerhalb der Familie bereits Begebenheiten, die als Exempeldienten):

A: *„Weil man es ja dann eigentlich das ganze Leben machen möchte oder so und nicht zwischendurch jedes Mal den Beruf wechselt und so. Das möchte man dann ja schon bis zum Arbeitsende, bis man in Rente geht machen wollen.“*

Moderator: *„((Zu B)) Ist es für dich eine leichte Entscheidung?“*

B: *„Nein, eigentlich nicht, weil es gibt ja so viele verschiedene Berufe die man machen kann und es gibt ja auch verschiedene Bereiche, da kann man erstmal grob ausgrenzen, was man nicht machen will, aber dann wird es halt schwer so.“*

Moderator: *„Wie ist es bei den anderen? Leichte Entscheidung ((zu C)) bei dir?“*

C: *„Nein, nicht wirklich. Also es ist halt schon schwer, jetzt schon zu wissen, was man werden will.“ (GD_31:246ff.)*

In diesem Zusammenhang werden hohe Anforderungen an die eigene Person gestellt. Dabei geht es einerseits darum, sich „endlich“ entscheiden zu müssen, wobei aber eine Vielzahl an Möglichkeiten zu überblicken und daraus die – gefühlt – Beste auszuwählen ist:

„Ja, also für mich ist es ganz extrem. [...] Na ja, dieses, allein schon dieses Spektrum in der- Also erst mal überhaupt war immer die Frage: ‚Was mache ich später?‘ Jetzt bin ich halt auf dem Trip zur Bundeswehr zu gehen und selbst da gibt es wieder so viele Berufsbilder. Da ist wieder die Frage ‚Was mache ich?‘, weil ich habe halt ein- ich habe mich nie auf irgendwas spezialisiert, ich habe viel, ich habe überall ein bisschen herum gekramt in den Interessen und habe mir halt nie gesagt: ‚Ja, das ist meine Leidenschaft und da möchte ich mein Leben darauf aufbauen.‘ Und dann ist auch die Frage, gehe ich mit Ausbildung zur Bundeswehr oder mache ich dort meine Ausbildung? Das sind alles so kleine Sachen, wo es wo ich mich ganz sehr schwer tue.“ (GD_23:125ff.)

Während zusätzlicher Gruppendiskussionen in Vereinen und Konfirmandengruppen im Altenburger Land stießen wir auf einige Fälle, in denen diese Vielfältigkeit und Ungewissheit sogar in große Zukunftsängste mündete:

„Also bei mir spielt das eigentlich auch jeden Tag eine Rolle, das Gedanken machen, was mache ich jetzt, weil ich ja jetzt wirklich in der Phase bin, nächstes Jahr werde ich voraussichtlich mein Abitur haben. Ähm ich muss mich jetzt bewerben, eigentlich, in den nächsten Monaten, und hab eigentlich nicht so viel Ahnung, wo überall ich mich bewerbe, weil man kann ja wirklich nicht immer davon ausgehen, dass man auch jede Stelle bekommt, die man will. Und es ist eigentlich schon so eine Angst auch da, dass ich nicht das Richtige finde, dass ich vielleicht auch nach ein paar Wochen oder so sage: Scheiße, das war eigentlich die komplett falsche Entscheidung, und es ist halt eigentlich

wirklich eine Angst da, dass ich einfach irgendwie stehen bleibe und gar nichts bekomme, also dass ich dann vielleicht noch ein Jahr warten muss, wie auch immer, dass ich zu spät dann jetzt bin.“ (GD_15:368)

In diesem Beispiel kommt die latente Wirkmächtigkeit des – gesellschaftlich bzw. familiär – tradierten Narratives einer erfolgreichen Lebensführung zum Vorschein. In vielen Ausführungen klingt dabei ein drastischer Imperativ der (lückenlosen) beruflichen Weiterentwicklung an, dem eine Angst vor persönlichem Scheitern im Sinne eines vermeintlichen (Entwicklungs-)Stillstandes gegenübergestellt wird. Einzelne Diskussionsteilnehmer/innen sehen die Phase der Entscheidungsfindung daher als höchst stressig an. In Abgrenzung dazu begrüßen jedoch auch einige die gemutmaßte zukünftige Selbstständigkeit gegenüber einer bisherigen Abhängigkeit von Lehrer/innen und Eltern:

„Also ich finde es eigentlich auch ganz gut, wenn man dann halt aus der Schule raus ist und halt selber so sein Ding machen kann, dann vielleicht auch noch zu Hause auszieht und dann auch sein Leben selber plant und auch eigentlich, kann man sagen, fast machen kann was man will, so freizeitmäßig. Und jetzt, dass man jetzt so alle kennt [...] finde ich jetzt nicht so schlimm, weil man kann sich ja in der Freizeit immer noch treffen und wenn man sich halt nicht so oft sieht, gibt es ja immer noch aller paar Jahre das Klassentreffen oder jedes Jahr oder- Da sieht man sich ja dann auch und, naja-“ (GD_30:384)

In vielen Fällen vermischen und überlagern sich jedoch diese scheinbar konträren Interpretationen und emotionalen Einordnungen der Zukunftsüberlegungen, weshalb der Eindruck aufkommt, dass die Mehrzahl der Jugendlichen den Zukunftsentscheidungen ambivalent gegenübersteht. Diese Ambivalenz kann auf eine entwicklungspsychologisch begründbare Ungewissheit hinsichtlich der tatsächlichen Implikationen spezifischer Entscheidungen zurückgeführt werden: Der konstruierte Zusammenhang zwischen beruflicher und persönlicher Unabhängigkeit und einer damit einhergehenden räumlichen Trennung ist für die Jugendlichen aufgrund ihres altersspezifisch eingeschränkten Erfahrungshorizontes schwer einzuordnen und folglich mit großen Unsicherheiten belastet. Diese Unsicherheiten ob der realen Auswirkungen der Zukunftsorientierungen werden jedoch gleichzeitig von der herausgestellten, sehr klar definierten Anforderung an berufliche Stringenz flankiert. In Verbindung mit dem zudem oftmals als alternativlos gesehenen Wohnortwechsel münden die Überlegungen daher in einen schwierigen Aushandlungsprozess zwischen vielgestaltigen, facettenreichen Unsicherheiten und normativ-idealisierten, (selbst-)disziplinierenden Zielvorstellungen. Der Prozess der Zukunftsorientierung geht also mit starken Gefühlen einher, welche ihren Ursprung in einem nicht zu unterschätzenden Druck auf die Jugendlichen haben; auch wenn diese emotionsbehaftete Ambivalenz zumeist nicht reflektiert oder in ihren Ansätzen versucht wird wegzurationalisieren. Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse scheint es umso wichtiger, den spezifischen Aushandlungsarenen und deren Funktion als orientierungsgebende und Unsicherheiten reduzierende Informations- und Beratungsinstanzen Aufmerksamkeit zu schenken.

4.6 Änderungswünsche und aufkeimender Aktivismus

4.6.1 Änderungswünsche

Im Kontrast zu den sehr mannigfaltigen Beschreibungen störender Aspekte im Altenburger Land kommt es in einzelnen Fällen dazu, dass konkrete, konstruktive Änderungswünsche artikuliert werden. Jene lassen sich in den Bereichen Berufsangebote, soziale Devianz und Freizeitmöglichkeiten gruppieren. So monieren viele Jugendliche die im Altenburger Land eher limitierte Vielfalt der Berufsbilder und wünschten sich diesbezüglich eine größere Auswahl (vgl. GD_17:406) und insgesamt eine größere Anzahl an Ausbildungsplätzen – insbesondere außerhalb der Richtungen

Alten- und Krankenpflege, Erzieher/in und Industrie (z.B. GD_12:1068ff.). Hierbei werden vor allem kreative und innovative Richtungen als Wunsch genannt:

„Das ist vielleicht etwas, was aus meiner Sicht Altenburg fehlt, so vielleicht vielseitigere Berufe, mehr zukunftsorientierte Berufe. So etwas wie Altenpfleger zu werden oder im betreuten Wohnen zu arbeiten ist zwar zukunftsorientiert, aber so etwas Innovatives fehlt da vielleicht manchmal, dass man auch solche, in Anführungszeichen, coolen Berufe machen kann, zum Beispiel sich irgendwie für Umweltschutz zu engagieren ist in Altenburg nicht wirklich möglich, finde ich.“ (GD_26:217)

Besonders schwer wiegen zudem die Probleme, die die Jugendlichen bei der Suche nach den gewünschten Praktikumsstellen haben. So merken nicht nur Schüler/innen sondern auch Lehrer/innen an, dass die Praktikant/innen in den Unternehmen oft mit einem Mehraufwand in Verbindung gebracht werden, wobei besonders die kurze Dauer des Schulpraktikums eine Rolle spielt:

A: *„Naja, ich musste dann letztendlich zum Optiker gehen, weil die mich bei keiner Zeitung oder so nehmen. Also die haben immer gesagt, nein, zwei Wochen sind zu wenig. Und da blieb mir nichts anderes übrig.“*

Moderator: *„Also müsstet ihr länger Praktikum haben? Ist das dann der Schlüssel?“*

B: *„Ja, entweder das, oder die Firmen stellen sich darauf ein, dass es Schüler gibt, die halt nur zwei Wochen zur Verfügung haben und aber gern in das Berufsfeld mal reinschnuppern würden, um vielleicht später da eine Ausbildung zu machen.“ (GD_17:532ff.)*

Der zweite häufiger genannte Änderungswunsch – neben der Diversifizierung regionaler Karrieroptionen – ist aus der Sicht der Jugendlichen die Reduktion öffentlich sichtbaren Drogenkonsums und diesbezüglich ein konkreter Ausbau der Bemühungen diesen zu bekämpfen:

„Ja, also erst Mal hauptsächlich Crystal wegbekommen, das wäre eigentlich das Wichtigste. [...] Einfach bloß dafür sorgen, dass die Ganzen, die das verticken oder das irgendwo herbekommen. [...] Dass das einfach gestoppt wird, damit das schon mal aufhört und dann kann man sich ja auch an die anderen Drogen ranmachen, dass das einfach alles aufhört. Da würde es halbwegs sicherer sein.“ (GD_16:918)

So entfalten sich hierbei rege Debatten darüber, ob dies machbar sei. Während sich alle einig sind, dass es zu einer Eindämmung des Drogenkonsums (insbesondere bei Jugendlichen) kommen müsse, verweigern sich viele dem Gedanken, dass diese Reduktion überhaupt möglich sein könnte. Als alternativer Weg wird der Ausbau von Freizeitmöglichkeiten genannt, um Drogenkonsum und deviantem Verhalten durch Perspektivlosigkeit und Langeweile im Allgemeinen entgegenzuwirken. So wird beispielsweise vereinzelt der Wunsch nach einem nahen Freizeitpark (vgl. GD_16:679ff.), einer Möglichkeit zum Spielen von Lasertag (vgl. GD_17:813) oder Paintball (vgl. GD_28:79) und einer Reitschule in Altenburg (vgl. GD_28:89) genannt. Viel häufiger jedoch wünschen sich die Jugendlichen vielfältigere Einkaufsmöglichkeiten:

„Was allgemein noch fehlt, ist, sag ich jetzt mal, ein großes Einkaufszentrum. Man muss wirklich nach Altenburg, aber da gibt es auch nicht wirklich eine großartige Möglichkeit. Das heißt, man muss einfach nach Gera oder Leipzig, um einfach mal ordentlich Sachen einzukaufen. [...] Also da würde man, denke ich mal, auch als Mädchen, beziehungsweise auch als Junge, dann einfach mal dahin gehen. [...] einfach bloß zum Einkaufen. Aber das gibt es hier ja nicht und nach Leipzig kommt man auch nicht oft.“ (GD_16:674ff.)

Aus der Gesamtheit unserer Gespräche kann geschlossen werden, dass aus der Perspektive der Jugendlichen nicht unbedingt alles in einer Stadt wie Altenburg verfügbar sein muss. Eine Art integrierte Lösung, bei der die Angebote innerhalb der Region verteilt verfügbar sind wäre möglich, jedoch muss die Erreichbarkeit des ÖPNV zeitlich und kostenbezogen gewährleistet werden. Während dies für Freizeitaktivitäten am Tag wohl kein großes Problem zu sein scheint – zumindest wenn die kritisch gesehenen Verbindungen zwischen den Städten und ihrem Umland hinsichtlich des Schülerverkehrs außer Acht gelassen werden – so limitieren die ÖPNV-Verbindungen zu den Randzeiten die Möglichkeiten stark:

„Hier in der Nähe [ist; die Autoren] eine Diskothek. Also Schmölln und Rositz ist ja schon eine relativ große Distanz, um einfach mal feiern zu gehen. Weil da ist wirklich das Problem, von A nach B zu kommen. Gerade, man ist ja eine relativ lange Zeit dort drin und teilweise bis um drei, vier, dann fahren auch keine Züge mehr zurück nach Altenburg. Und von Altenburg nach Rositz fahren dann auch keine Busse mehr um die Uhrzeit. Deswegen ist es schwer, jedes Mal einen Fahrer zu organisieren.“ (GD_27:274)

Damit im Zusammenhang steht außerdem die Frage, wie die notwendige Nutzung des ÖPNV durch die Jugendlichen finanziell zu Buche schlägt: Da die meisten Freizeitmöglichkeiten nicht kostenlos sind, zahlen die Jugendlichen bei Angeboten in anderen Städten durch die Transportkosten zusätzlich. Als eine fahrtkostenfreie Alternative wurde im Falle von Meuselwitz wiederholt ein – „richtiger“ und großer – Skaterplatz bzw. -park genannt, der als Anziehungspunkt für viele Gruppen dienen könnte. In dieser Hinsicht wurde mehrfach betont, dass dann der durch ältere Menschen wohl kritisch gesehene Aufenthalt von Skater/innen und Radfahrer/innen im Zentrum abnehmen würde:

„Ich meine, die ganzen älteren Leute regen sich hier auf, dass die Jugendlichen mit ihrem BMX durch die Gegend hüpfen und ihre Tricks probieren im Park und fast die Leute umradeln, aber wenn wir keinen ordentlichen Skateplatz haben, dann nimmt man lieber hier etwas, wo man halbwegs irgendwo runterspringen kann oder sonst etwas.“ (GD_16:570)

Dabei wurde jedoch ebenfalls bekundet, dass dieser Platz dann durch Fußgänger entsprechend respektiert werden müsse: Deren Wege führen wohl derzeit quer über ein als Skateplatz genutztes Areal nahe der Innenstadt. Dieses Einzelbeispiel wird wiederum als Symptom für einen generellen Nutzungskonflikt zwischen Jugendlichen und Erwachsenen gesehen, der sich auf vielfältige Art und Weise im Alltag darstellt: Das Schaffen von ausschließlich den Jugendlichen gewidmeten Freiräumen wird in einer Region, innerhalb derer aus jugendlicher Perspektive eine Priorisierung der Bedürfnisse älterer Mitbürger stattfindet, als überaus erstrebenswert gesehen (vgl. GD_28:225).

4.6.2 Aufkeimender Aktivismus

Auf die Frage hin, wer denn etwas an den von den Jugendlichen geschilderten Problemen ändern könne, schlug uns vielfach Sprachlosigkeit entgegen: Unsere Gesprächspartner/innen haben – mutmaßlich alters- und damit erfahrungs-, aber auch interessenbedingt – wenig Wissen darüber, wer etwas für ihr Umfeld tut oder tun kann:

Moderator: *„Gibt es denn so Akteure bei euch im Umfeld, die ihr wahrnehmt, die etwas für eure Region tun, für die Stadt tun?“*

A: *„((leise)) Nein. ((längeres Schweigen))“*

Moderator: *„Habt ihr irgendwo etwas mitgekriegt?“*

B: *„Ich habe nichts mitgekriegt.“ (GD_17:748ff.)*

Oftmals mussten wir das Thema mehrfach zur Sprache bringen, um zumindest zaghafte Versuche unserer Gesprächspartner/innen, zu dieser Frage eine Antwort zu finden, in Gang setzen zu können. Dabei fällt auf, dass es die Jugendlichen anscheinend kaum gewohnt sind, direkt zu Verbesserungsvorschlägen und ermöglichenden Akteuren gefragt zu werden. Als Symptom dessen erscheinen die Antworten teils hilflos:

- Moderator: *„Wer könnte zum Beispiel für mehr Ausbildungsplätze sorgen?“*
- A: *„Na die Merkel, oder nicht?“*
- Moderator: *„Frau Merkel?“*
- A: *„Ja. Nicht?“*
- B: *„Das ist doch für die bloß garantiert ein Kinderspiel. Da wird die doch garantiert nichts machen.“*
- C: *„Für Altenburg wird die doch garantiert nichts machen.“*
- B: *„Die kennt bestimmt noch nicht mal Altenburg.“ (GD_12:1121ff.)*

Diese Antworten speisen sich aus einem (schulformübergreifenden) Informationsdefizit über das institutionelle Ineinandergreifen jener Maßnahmen, die letztlich die Entwicklung innerhalb einer Region bedingen. Gleichmaßen sind diese Äußerungen jedoch auch informiert von Wahrnehmungen über die Defizite in der Region:

„Die Regierung wahrscheinlich mit, allgemein oder von Thüringen zum Beispiel, dass die dann sagen, ihr müsstet da vielleicht mal eventuell ein paar Leute mehr einstellen.“ (GD_17:747)

Während längerer Diskussionen kamen die Jugendlichen teils zu der Erkenntnis, dass abseits der populären politischen Entscheidungsebenen auch andere Instanzen präsent sind. So konnte während der Gruppendiskussionen zusammengetragen werden, dass auch in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld mehrere Akteursgruppen mit der Verbesserung der Situation befasst sind:

„Streetworker. Das sind, das sind solche jüngeren Leute, die helfen halt Jugendlichen in Notsituationen zum Beispiel. [...] Die sind super. [...] Auf keinen Fall nerven die. Das ist meistens nur, wenn die eine größere Gruppe sehen, da gehen die mal hin: ‚Hey! Wenn irgendwas mal ist hier, irgendwas Beratungsgespräch oder so was.‘ Also die drängen sich nie auf, das ist immer das Schöne. Die helfen zum Beispiel auch, wenn man als, was weiß ich, achte, neunte eine eigene Wohnung hat, aber nicht viel Geld hat, beim Hartz IV zum Beispiel [...] die kümmern sich wenigstens ein bisschen.“ (GD_28:298ff.)

Die Jugendlichen verknüpfen das Bemühen um eine Verbesserung der Situation meist unmittelbar mit der individuell und direkt vernehmbaren Wirkung der jeweiligen Maßnahme. Folglich werden Verbesserungsmaßnahmen aus Sicht der Jugendlichen als positiv gesehen, wenn sie auf konkrete alltägliche Bedürfnisse abzielen. Die Behebung zugrundeliegender Strukturprobleme tritt vor diesen unmittelbar lebensweltlichen Bezügen der Problembewältigung in den Hintergrund. Abseits des direkt Sichtbaren herrscht zudem auch eine gewisse Politikverdrossenheit vor:

- Moderator: *„Was zeichnet denn ein gutes Wahlkonzept aus?“*
- A: *„Dass die auf unsere Wünsche- Also die meisten gehen ja danach eh nicht auf unsere Wünsche ein, das ist ja immer so.“*

- B: *„Ich finde, man sollte sich nicht nur immer die großen Werbesprüche auf irgendwelchen Plakaten angucken, sondern einfach mal das Programm generell durchlesen. Weil auf den Plakaten schreiben die sowieso nur das, was du eigentlich hören willst. Ob sie es dann umsetzen, ist die andere Sache.“*
- A: *„Na, das machen sie meistens eh nicht.“*
- B: *„Oder ob sie es können. Da muss man realistisch darüber nachdenken.“
(GD_14:873ff.)*

Diese resignierte und gleichzeitig in begrenztem Maße reflektierte Verdrossenheit gegenüber etablierter Politik erzeugt bei einem Teil unserer Gesprächspartner/innen Sympathie für alternative Initiativen zur Behebung wahrgenommener Probleme, vor allem im Bereich der Kriminalitätsbekämpfung. Prinzipiell begrüßen fast alle Jugendlichen jedoch in diesem Sinne den Ausbau der Polizei zur Eindämmung wahrgenommener Kriminalität (vgl. GD_16:910ff.). Darüber hinaus beziehen die Jugendlichen die Frage danach, wer etwas zur Behebung der Missstände tun könnte, vor allem auf den Aspekt der Freizeit: Der Themenkomplex Freizeitgestaltung umfasst dabei aber nicht nur die gewünschte, materielle Bereitstellung von Orten, an denen Jugendliche eine spezifische Aktivität (ggf. auch gegen Bezahlung) wahrnehmen können. Vielmehr werden mit dieser Bereitstellung auch ideelle Aspekte wie Wertschätzung assoziiert. Diesbezüglich sehen sie insbesondere die Politik – vielfach die kommunalen Spitzen wie z.B. den jeweiligen Bürgermeister – als jene Instanz, die eine Bringschuld hat.

Die – aus einer empfundenen Ohnmachtsposition heraus – wahrgenommene Weigerung seitens der Kommunen, Freizeitmöglichkeiten ausreichend und adäquat zur Verfügung zu stellen, wird zudem mit anderen Problemen der Region in Verbindung gebracht. Hier wird ein kausaler Zusammenhang zwischen mangelnden Freizeitmöglichkeiten und deviantem Verhalten hergestellt, wobei die pragmatischen Bedingungen kommunalen Wirtschaftens durchaus reflektiert werden:

„Uns hört eh keiner. Das ist komplett egal. Also man könnte jetzt, alle Jugendlichen könnten jetzt auf so einem Teil unterschreiben, wir wollen einen Skatepark, da würde nichts passieren. Die haben doch kaum Geld, um überhaupt etwas fertig zu bauen hier. [...] Das Neugebaute, was wir hier haben, das sollte eigentlich auch mal anders werden. Aber dann hat das Geld nicht mehr gereicht, da hat man ein paar Bäume hingepflanzt und gut war. Ja, hat auch gereicht.“ (GD_16:1035ff.)

Trotz dieser tendenziellen Abgeklärtheit im Zuge einer empfundenen Ohnmachtsposition sind auch eigene Impulse zur Veränderung erkennbar: Der Wille zum Engagement wird dabei – wenig überraschend – durch die Jugendlichen nicht unbedingt entsprechend bestehender Regularien ausgedrückt: So ist es utopisch anzunehmen, dass Stadtratsvorlagen – wenn denn überhaupt das Wissen um die kommunalen Entscheidungsprozesse besteht – erarbeitet, Erörterungen verfasst und die entsprechenden Netzwerkknoten kontaktiert werden:

„Die sollte eigentlich abgerissen werden, die rote Zora. Und da haben wir uns dann auch vor das Rathaus gestellt und haben da halt solange da Krach gemacht, bis da der Wolf kam und der hat dann unseren Brief da bekommen. Und einmal in zehn Jahren hat er dann endlich mal was gemacht. Und da haben die dann jetzt die rote Zora, die inneren Räume halt, renoviert und das war es. Mehr nicht.“ (GD_12:1152)

Dennoch sehen sich die meisten Jugendlichen in einer passiven Rolle ohne politische Macht, auch wenn deren Entscheidungen als solche wirkmächtig adressiert werden. Vereinzelt gibt es jedoch aufkeimenden, spontan artikulierten Aktivismus, der allerdings – aus den Augen der Jugendlichen paradox – im Keim erstickt wird:

- A: *„Ich bin jetzt persönlich Skater und wir hatten eigentlich mal vor, weil ich da auch viele Kumpels habe, die auch skaten, dass wir jetzt was für den Winter hätten, also jetzt eine Skatehalle oder so. Und da war eine Halle frei und da hatten wir das halt vorgeschlagen in der Stadt.“*
- Moderator: *„Wart ihr richtig im Stadtrat?“*
- A: *„Ja wir waren dort in der Anmeldung und da haben wir gewartet und da haben wir dann mit jemandem dort geredet und der hat persönlich gesagt [...]: ‚Ich würde das gern machen, mehr für die Jugend machen‘. Aber das kriegst du, weil hier echt viele alte Leute sind [...] nicht durch, weil die das nicht genehmigen.“*
- Moderator: *„Wie fühlt sich das an?“*
- A: *„Es ist ein bisschen komisch, dass mehr für ältere Leute gemacht wird als für Jüngere.“*
- B: *„Vor allem weil die ja diejenigen hier, hier- ((überlegt))“*
- C: *„Bleiben sollten.“*
- B: *„Ja, weil die hier bleiben sollten.“*
- Moderator: *„Wer sagt das?“*
- B: *„[...] weil man immer hört, dass die Jugendlichen hier weggehen und irgendwann auf den Ländern nichts mehr los ist und dadurch vielleicht auch das Altenburger Land dadurch weniger Geld einnimmt, wenn es immer weniger Bürger gibt.“ (GD_30:927ff.)*

Aus solchen sehr konkreten, individuellen Erlebnissen, aber auch aus allgemeineren Erfahrungen aus dem Landkreis heraus werden die politikverdrossenen Haltungen der meisten unserer Gesprächspartner/innen geschürt, bestätigt und verfestigt:

„Ich wohne ja in Schmölln, und da hatten wir auch vor kurzem auch eine neue Bürgermeisterin gekriegt. Und die hat am Anfang auch halt versprochen, dass die sich mehr für Jugendliche einsetzt, hier Sportplätze, mehr Fußballplätze und so. Und wo sie dann halt gewählt wurde, kam überhaupt nichts, es wurden mehr Parkplätze gebaut. [...] Und ja, und es hat sich halt nichts geändert, was sie versprochen hat.“ (GD_28:369)

Die Tatsache, dass die Jugendlichen selbst ein Potenzial zu Impulssetzung und gestaltendem Aktivismus haben, jedoch tatsächlich kaum aktiv zu sein scheinen, wird von ihnen teils bewusst reflektiert. Gleichzeitig wird dies mit dem kontrastierenden Gefühl argumentiert, dass deren (potenzielles) Engagement wiederum eh nicht gerne gesehen werde:

„Also wenn ich von mir selber rede, kann ich sagen, dass ich auch nicht wirklich etwas dafür tue, dass die Situation hier besser ist. Also ich nehme mich da auch gar nicht aus, dass das Image so gefestigt ist und ich mache da auch jetzt nicht wirklich was. Und es gab da mal so eine Veranstaltung von der Schule, wo auch das Thema angesprochen wurde und da wurde dann gesagt, ja, es gibt ja irgendwelche öffentlichen Sitzungen, wo man hingehen kann und etwas sagen kann. Nur wird davon nie irgendetwas erzählt. Also ich wusste nie, ich habe noch nie mitbekommen, dass irgend so eine Sitzung ist, oder dass das irgendwo war, also keine Ahnung. Und deswegen, das ist ja auch- Man hat auch nicht das Gefühl, dass die Stadt das will, dass sich hier etwas ändert. Sonst würde man

ja auch mal sagen, ja, da ist die Sitzung, wer etwas sagen möchte, kann da hinkommen und aussagen.“ (GD_26:573)

Dieses Gefühl wird in der zugespitzten Konsequenz schließlich als Sackgasse gesehen: Es muss etwas gemacht werden, niemand macht etwas und man selbst kann nichts machen. Die – in den Augen der Jugendlichen – unabänderliche Rigidität der als problematisch betrachteten Situation im Altenburger Land fügt sich letztendlich wiederum in die Hintergründe von Wegzugsüberlegungen:

„Jeder hat da mal darüber nachgedacht, was man so machen könnte und, ich glaube, das wird in unserer Schule auch- Da war das mal ein wichtiges Thema vor ein paar Jahren. Aber jetzt bin ich zumindest auch so an dem Punkt angelangt, wo ich mir denke, man kann irgendwie auch nichts mehr machen und wie er auch sagte, man hat auch den Eindruck, die Stadt will das gar nicht und dann denkt man sich wirklich einfach nur so, okay, ich beende meine Schule und dann so schnell wie möglich weg. Man ist so, damit so, ich weiß nicht, so abgeklärt. Man kann halt nichts mehr machen und man will dann einfach nur noch weg, weil man woanders bessere Chancen hat.“ (GD_26:581)

5. Interpretierende Zusammenfassung der Ergebnisse

Der Interpretation der Ergebnisse müssen an dieser Stelle einige einschränkende Setzungen vorangestellt werden (siehe Kapitel 3.3). So gilt es insbesondere zu berücksichtigen, dass die teils markigen und zugespitzten Meinungsbilder über das Altenburger Land nicht aus dem Erhebungskontext Jugendlicher herauszulösen sind und deswegen eine Verallgemeinerung nur eingeschränkt möglich ist. Die Bereitschaft einzelner Personen, extreme Positionen zu äußern, kann insbesondere durch gruppenspezifische Prozesse gesteigert werden, wobei im Vorfeld existierende Meinungstendenzen im Verlauf der Gespräche verfestigt werden können (vgl. KÜHN U. KOSCHEL 2011, S. 245). Durch Konformitätstendenzen innerhalb eines Klassenverbandes kann dabei wiederum ein homogener Gesamteindruck suggeriert werden, der die tatsächliche Vielfalt der individuellen Positionen überdeckt. Abweichende Meinungen, Beobachtungen und Erfahrungen kommen daher möglicherweise gar nicht zur Sprache. Es ist somit sehr wahrscheinlich, dass in Einzelgesprächen mit den Diskutant/innen weitere Facetten in Bezug auf ihre Zukunftsorientierungen offengelegt werden könnten.

Neben der gesprächsbeeinflussenden Gruppendynamik ist zudem die Subjektivität der Ergebnisse zu beachten. Es wurden individuelle Wahrnehmungen der Jugendlichen erfasst, die keine repräsentativen Erkenntnisse über das Altenburger Land darstellen und folglich auch nicht aus dem fallspezifischen Kontext herausgelöst werden können. Entsprechend ist bei der Interpretation zu beachten, dass es Mechanismen wie selektive Wahrnehmung, Verallgemeinerungen, verortende und sozial-spezifisierende Stigmatisierungen, sowie ambivalente Bedeutungszuschreibungen gibt. Dennoch stellen die Wahrnehmungen der Jugendlichen keine verfälschte Perspektive auf das Leben im Altenburger Land dar; auch Erwachsene würden ihre jeweiligen Eindrücke nach eigenen Präferenzen gewichten. Ziel dieses Berichts kann es daher nicht sein, die *eine* Wirklichkeit darzustellen, sondern einige für die negative Migrationsbalance Jugendlicher mutmaßlich ausschlaggebende Orientierungen auf der Basis der vorliegenden Erhebung zu identifizieren.

Unter Berücksichtigung dieser Prämissen kann zusammenfassend festgehalten werden, dass in allen Gruppendiskussionen die Artikulation negativer Aspekte gesprächsbestimmend ist. Zwar werden positive Aspekte wie die wahrgenommene Naturidylle, das (Hoch-)Kulturangebot, (ländliche) Übersichtlichkeit, ansprechende Architektur sowie Ruhe und Familienfreundlichkeit von den Jugendlichen gesehen. Dies geschieht jedoch häufig im Sinne reproduzierter idealtypischer Merkmale der Region, ohne dass ein Zusammenhang zu eigenen lebensweltlichen Erfahrungen und Vorlieben hergestellt wird. Die Strahlkraft der Positiva scheint also begrenzt und wirkt oft losgelöst von den alltäglichen Handlungen. Lebensweltlich dominant erscheinen hingegen insbesondere die wahrgenommenen negativen Aspekte im Altenburger Land, die in Interaktionen weitergetragen werden und sich sehr persistent gegenüber Irritationen zeigen. Das mag auch daran liegen, dass die negativen Aspekte die Jugendlichen mehr beschäftigen und mehr Anlass zur Elaboration bieten.

Eine große Rolle scheinen dabei die als wenig vielfältig beschriebenen *Freizeit- und Konsummöglichkeiten* zu spielen. Hier wird regional ein negativer Trend wahrgenommen: Beschäftigungsmöglichkeiten für Jugendliche über 14 Jahre seien demnach kaum vorhanden und immer mehr Einrichtungen würden geschlossen. Die eigentliche Problematisierung der Situation durch die Jugendlichen ist dabei in meist wenig spezifizierte sozialräumliche Vergleiche eingebettet. Hier kommt die abstrakte (und gelegentlich wohl auch Stereotypen-beladene) Gegenüberstellung zu anderen oft nicht spezifizierten Regionen zum Tragen, in denen von ihnen eine bessere Angebotsstruktur vermutet wird. Aus den vor Ort individuell wahrgenommenen Mangelerscheinungen und der antizipierten besseren Situation „woanders“ wird infolge dessen teils eine Benachteiligung des eigenen Wohnorts oder gar der gesamten Region des Altenburger Landes abgeleitet. In diese

vergleichende Logik eingebettet ist zudem oft eine antagonistische Differenzierung zwischen Stadt und Land ein, die sich jedoch nicht nur in Bezug auf Freizeitmöglichkeiten, sondern in nahezu allen Themenbereichen diskussionsübergreifend wiederfindet.

Ausgehend von dem konstatierten Mangel an Beschäftigungsmöglichkeiten wird von den Jugendlichen ein allgemeiner Zusammenhang zu *deviantem Verhalten und insbesondere zum Drogenkonsum* hergestellt. In allen Diskussionen wurde dessen Präsenz im öffentlichen Raum – speziell in Bezug auf die Droge Crystal Meth – ausgiebig diskutiert. Auch hier wird wieder ein Vergleich von „Stadt“, in welcher Drogenkonsum verortet wird, und „Land“, als positiv gedeuteter Rückzugsort, artikuliert. Besonders im Kontext dieser Problematik verdeutlicht sich eine schwer aufzulösende Verschränkung von Hören-Sagen und individuellen, singulären Erfahrungen. Einige Jugendliche schildern dabei durchaus authentisch eigene Erfahrungen mit beobachtetem Drogenhandel oder -konsum in der Region; diese werden in den Gesprächsverläufen allerdings mit medialen Diskursen und reproduzierten Erzählungen verwoben. Ähnliche Muster der Verallgemeinerung finden sich auch bei der Problematisierung sozial abweichenden Verhaltens wieder. Komplexe Wirkzusammenhänge, die abweichendem Verhalten und Drogenkonsum konkret zu Grunde liegen können, werden durch die Jugendlichen nicht reflektiert. Die Offenlegung dieser Simplifizierungen bedeutet jedoch keinesfalls, dass der Thematik deshalb die Bedeutung und Relevanz abgesprochen werden kann. Allein die bemerkenswerte Häufigkeit und Intensität, mit der das Thema *ohne* Impulsgebung seitens der Moderatoren zur Sprache kam, signalisiert, dass wahrgenommene soziale Devianz generell und Drogenkonsum im Speziellen für die Schüler/innen eng mit ihrem Bild des Altenburger Landes verbunden sind. Auf Basis der Negativwahrnehmungen produzieren und reproduzieren die Jugendlichen letztlich soziale Stigmata, die auf bestimmte Orte projiziert und dadurch zu sozialräumlichen Stigmata werden (vgl. MEYER et al. 2016). Eigene Erfahrungen, sowie kursierende Erzählungen über soziale Problemlagen werden dabei verortet und führen somit zur Konstruktion als problematisch angesehener Orte im Altenburger Land.

Neben den wahrgenommenen und verräumlichten sozialen Problemen kommen insbesondere die *Distanzen in der ländlich geprägten Region* kritisch zur Sprache. Die Jugendlichen beklagen diesbezüglich im Speziellen einen eingeschränkten ÖPNV, der die Überwindung dieser Distanzen beispielsweise im Falle von Freizeitaktivitäten erschwere. Dies nährt Wünsche, sich diesen Beschränkungen durch Wegzug zu entziehen: Die diesbezüglich erschwerte Alltagsmobilität wird als empfindliche Einschränkung der Bewegungsfähigkeit und damit auch der subjektiven Lebensqualität beschrieben. Hierbei kehrt sich der besprochene Stadt-Land Antagonismus um; anders als im Kontext abweichenden Verhaltens wird eine höhere Dichte und Nähe in Städten im Kontrast zu ländlichen Gebieten als positiv gewertet.

Ähnlich wie auch bei dem beklagten Mangel an Freizeitmöglichkeiten wird schließlich in Bezug zur *vermeintlichen Bevorzugung älterer Menschen* im Landkreis ein Gefühl der Benachteiligung artikuliert. Die Wahrnehmung älterer Menschen seitens der Jugendlichen ist überlagert von einer als unangemessen eingeschätzten Priorisierung der Angebotsstruktur zugunsten dieser Gruppe. Die Bündelung von Ressourcen für Infrastrukturanpassungen an eine alternde Bevölkerung wird dabei nicht als etwas Typisches für ländliche Räume verstanden, sondern in erster Linie als etwas Problematisches und wiederum Spezifisches für das Altenburger Land gesehen und vereinzelt gar selbstbezogen als bewusste Ungerechtigkeit gedeutet. In der Summe entsteht der Eindruck bei den Jugendlichen, dass das Altenburger Land eine Region sei, die übermäßig viel Schlechtes vereine; die eigene Gruppe wird darin noch einmal als zusätzlich benachteiligt durch ein ungerechte Ressourcenverteilung angesehen.

Die wahrgenommenen Lebensumstände im Altenburger Land und ihre Verschränkung mit individuellen Zukunftsorientierungen werden als gegebene Tatsachen artikuliert. *Änderungswünsche*

werden diesbezüglich in mehreren Themenbereichen benannt: So soll beispielsweise der öffentliche Drogenkonsum bzw. sozial abweichendes Verhalten im öffentlichen Raum eingedämmt werden. Weiterhin werden mehr Freizeit- und Ausbildungsmöglichkeiten und ein besserer Zugang zu Praktikumsstellen gewünscht. Diese Wünsche der Jugendlichen gipfeln jedoch selten in einem entsprechenden Aktivismus; sie scheinen sich nicht in produktive Kanäle leiten zu lassen. Es herrscht Ratlosigkeit ob konkreter Handlungsmöglichkeiten und Instrumente zur Verbesserung der regionalen Situation. Dies hängt neben einer allgemeinen Resignation insbesondere mit schulformübergreifenden Wissensdefiziten über das institutionelle Ineinandergreifen jener Maßnahmen zusammen, die die Entwicklung innerhalb einer Region bestimmen. Folglich besteht auch kaum ein Bewusstsein für das eigene Veränderungspotenzial, weshalb sich die Gesprächspartner/innen in einer Art Ohnmachtsposition verorten, die die Gefühle der relativen Benachteiligung – wie sie im Kontext der Probleme und Konflikte im Altenburger Land deutlich werden – weiter verstärken und bei einigen Jugendlichen in einer Mischung aus Politikverdrossenheit und Wegzugsüberlegungen münden.

Abseits der negativen Wahrnehmung bzgl. des Altenburger Landes ist die Abwägung zwischen Wegzug und Verbleiben ein komplexer und von zahlreichen vermittelnden *Einflussfaktoren* geprägter Prozess. Bei den Diskussionen rund um das Thema Zukunftsorientierungen wurde ersichtlich, dass die diesbezügliche Entscheidung ein komplizierter und vielschichtiger Prozess ist. Entsprechend dieser Komplexität, die jede/r Einzelne für sich erlebt, wurde auch eine große Bandbreite an Positionen und Argumenten geliefert: Für ein Verbleiben in der Region spricht häufig eine Art ökonomischer Pragmatismus. So schätzen einige der Gesprächspartner/innen z.B. die diesbezüglich angenommenen Kosten (z.B. Fahrtkosten) für eine Ausbildung oder ein Studium in der Ferne als zu hoch ein. Hierbei wird aber gleichzeitig deutlich, dass meist keine konkrete Informationsbasis bezüglich tatsächlicher Kosten vorhanden ist, weshalb sich daraus symptomatisch auch ein vereinzelter Unwille ablesen lässt, allgemein Zusatzbelastungen durch ein Wegziehen auf sich zu nehmen. In anderen Fällen ist die Entscheidung gegen eine Ausbildung oder ein Studium woanders möglicherweise einer Unsicherheit im Umgang mit dem Unbekannten und der Angst vor einer finanziellen Überlastung der Angehörigen geschuldet. Einige wenige Gesprächspartner/innen zeigen sich zudem – entgegen den dominanten Narrativen – zufrieden mit Ausbildungs- und Berufsangeboten ihres Interessensbereiches vor Ort und sehen folglich keine Notwendigkeit wegzuziehen; eine schlechte Bezahlung wird dann sogar in Kauf genommen. Neben ökonomischen und karrierebezogenen Faktoren spielt – trotz der beschriebenen Stigmatisierung großer Teile des Landkreises – auch eine Art *soziales* Heimatgefühl eine Rolle bei der Überlegung zu bleiben. Insbesondere die Familie wird dabei als entscheidender Faktor kommuniziert. Im Zuge dieses sozialen Heimatgefühls ist auch eine generelle Angst vor (sozialen) Veränderungen ausschlaggebend, die mit einer räumlichen Zäsur nach der Schulausbildung in Zusammenhang gebracht wird.

Für einen *Wegzug* aus der Region werden überwiegend ausbildungs- und studienbezogene Gründe angeführt. Neben einer teils als prekär eingeschätzten Berufssituation im Altenburger Land und einer als damit einhergehend wahrgenommenen Perspektivlosigkeit, kursiert ein primär auf Hören-Sagen basierendes Gehalts-Narrativ, nach dem die Verdienstmöglichkeiten an einem anderen Ort – oft „dem Westen“ – überproportional höher eingeschätzt werden. Flankiert durch solche reproduzierten Erzählungen offenbart sich wieder bei einem großen Teil der Jugendlichen eine Idealisierung anderer Orte, wobei diese mit einem eher diffusen, wenig fundierten und daher auch wenig detaillierten Bild dieser potenziellen Migrationsziele einhergeht. Im Zuge der Kontrastierung zwischen „hier“ und „dort“ dominiert jedoch überwiegend die Annahme, dass es „dort“ prinzipiell besser sein müsse; sei es bezogen auf Freizeitmöglichkeiten, Lebensumfeld oder auch die thematisierte soziale Devianz. Insgesamt wird daher in den Gesprächen eine gruppenny-

namische Dominanz des Wegzugs, ein kollektive Orientierung (jedoch ohne determinierende Wirkung) deutlich. Da es sich hierbei aber zunächst nur um artikulierte Zukunftserwägungen handelt, bleibt – auch vor dem Hintergrund der diskutierten interpretativen Einschränkungen – offen, inwiefern diese Aspekte tatsächlich zu einer Zukunftsentscheidung im Sinne von Wegzug oder Verbleib führen. Die Berücksichtigung dieser heuristischen Unterscheidung ist für die Einordnung der fallspezifischen Tendenzen von großer Wichtigkeit.

Die von zahlreichen Überlegungen geprägten Zukunftsorientierungen sind nicht das Ergebnis rein individueller Reflexionen der Jugendlichen. Auch wenn einige Schüler/innen betonen, dass es sich dabei um einen intrinsischen Prozess und eine vorwiegend isolierte Entscheidung handle, so steht diese proklamierte Selbstverantwortung und -bestimmung in einem Spannungsfeld zu negativen wie positiven Vorbildrollen von Eltern, der Bedeutung spezifischer biographischer Begebenheiten sowie der Vielzahl an außerfamiliären Personen, welche einen Einfluss auf den Entwicklungsverlauf junger Menschen haben können. Die in den Gesprächen dargelegten Zukunftsorientierungen der Jugendlichen sind folglich das Ergebnis sozialer Aushandlungsprozesse. Unsere Erhebung zeigt, dass diese Prozesse offensichtlich primär im Kreis der Familie stattfinden. So ist diesbezüglich auffallend, dass viele Eltern in ihrer direkten und indirekten Einflussnahme den potenziellen Wegzug des Kindes als etwas Normales im Sinne eines normativ-gesellschaftlichen Diskurses individualisierter Lebensführung betrachten. Sie scheinen, den Darstellungen der Jugendlichen folgend, weniger restriktiv als ermöglichend und unterstützend zu agieren. Auch Konflikte können dabei eine Rolle spielen, so zum Beispiel in Situationen, in denen Eltern untereinander uneins sind, Eltern (unterschwellig) ihre eigenen Lebensmodelle auf die Kinder projizieren, und/oder Jugendliche sich in gewisser Hinsicht ihren Eltern verpflichtet fühlen (z.B. durch die erwartete Einbindung in ein Familienunternehmen). Konkretere Vorstellungen werden – nach unseren Beobachtungen – meist seitens der Großeltern kommuniziert, die im Falle unserer Gesprächspartner/innen häufig eher zu traditionellen Berufsbildern raten, welche sich weniger an individueller Selbstverwirklichung als vielmehr an karriereökonomischen Nutzwerten orientieren. Der engere familiäre Kern (Eltern, Großeltern) scheint dabei eindeutig die dominierende Aushandlungsarena für Zukunftsorientierungen der Jugendlichen zu sein. Geschwistern und Freund/innen hingegen wird im Kontext der Zukunftsüberlegungen eine eher untergeordnete Rolle zugesprochen: Ihre Ratschläge und Lebenswege können als Beispiel dienen, sind aber dennoch hinsichtlich des Einflusses der Beziehung zu den Eltern nachgeordnet. Aber auch hier ist wieder zu betonen, dass die Befunde den oben genannten Bedingungen und Grenzen der Untersuchungsmethodik unterliegen.

Neben familiären Aushandlungsarenen spielen insbesondere schulspezifische Aktivitäten eine Rolle. Schulpraktika werden von den Jugendlichen als wichtige Möglichkeit wahrgenommen, sich in der Praxis auszuprobieren. Praktika bieten einen Impuls, eine im positiven Sinne forcierte, umfassende und meist auch erste Auseinandersetzung mit der eigenen beruflichen Zukunft. Im Zuge dessen werden Perspektiven und damit auch einhergehende Migrationsüberlegungen reflektiert und im Unterricht und teils mit Mitschüler/innen diskutiert.

Analog zu der von einigen Jugendlichen postulierten Selbstverantwortung und -bestimmung bei der Zukunftsorientierung positionieren sich viele (zunächst) auch als pragmatisch-rationale Individuen, die zielstrebig und ohne aufkommende Zweifel über ihre Zukunft entscheiden. Solch eine Darstellung relativiert sich in den meisten Diskussionsverläufen jedoch schnell, sobald die Komplexität der Thematik besprochen wird, wobei teils tiefgreifende Befindlichkeiten offenbart werden. Diese emotionale Komponente hängt in vielen Fällen mit der zugesprochenen Tragweite der Überlegung zusammen. Ausbildungs-, Berufs- und damit auch Wohnstandortswahl werden überwiegend als möglichst einmalige und endgültige Entscheidungen verstanden, die nur schwer zu revidieren ist. Unter der subtilen Wirkung eines wirkmächtigen gesellschaftlichen Narrativs möglichst erfolgreicher Lebensführung und dem einhergehenden Imperativ lückenloser beruflicher

Weiterentwicklung scheint vor dem Druck, „das Richtige“ tun zu wollen, in einigen Fällen eine Art Entscheidungshemmung zu entstehen. Die Zukunftsüberlegungen der Jugendlichen sind daher eingebettet in einen emotionsgeladenen und schwierigen Aushandlungsprozess zwischen vielgestaltigen Unsicherheiten und normativ-idealisierten und teils (selbst-)disziplinierenden Zielvorstellungen.

Auf der Basis der interpretierenden Zusammenfassung lassen sich abschließend folgende Ergebnisse festhalten:

- 1) Einige der von zivilgesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Leistungsträgern identifizierten positiven Merkmale des Altenburger Landes werden von den Jugendlichen zwar teils wahrgenommen, aber zumeist konträr bewertet bzw. als für die eigenen lebensweltlichen Bezüge nicht relevant erachtet.
- 2) Die häufig an Statistiken festgemachten Probleme der Region (wie demographische und ökonomische Schrumpfung) spielen in den Äußerungen der Jugendlichen kaum eine Rolle. Probleme vor Ort werden nicht strukturell eingeordnet, sondern auf Basis subjektiver Erfahrungen und daraus abgeleiteter Kausalitäten beurteilt. Diese Sinnzusammenhänge werden oft in kontrastierende, identitätsstiftende Verräumlichungen (z.B. Stadt – Land) eingebettet.
- 3) Verschiedene Problemfelder werden generalisiert und wenig reflektiert. Hier scheint ein tendenzielles Informationsdefizit bei den Jugendlichen über alternative Betrachtungsweisen und struktureller Bedingungen aber z.B. auch konkreter Möglichkeiten hinsichtlich weiterführender Ausbildungswege und Berufe im Altenburger Land zu bestehen.
- 4) Hintergründe von Verbleib- und Wegzugsabsichten sind vielschichtig verflochten mit Individualisierungsbestrebungen, tradierten sozialen und raumbezogenen Narrativen bzw. Stigmata und der – indirekten und direkten – Steuerung und Einflussnahme durch verschiedene Instanzen.
- 5) Vor dem Hintergrund der Vielschichtigkeit und Komplexität der beruflichen und örtlichen Zukunftsüberlegungen wird der Wanderungsentscheidung durch die meisten Jugendlichen eine enorme Tragweite zugesprochen, was im Rahmen eines emotionsgeladenen Spannungsfeldes zwischen Unsicherheit und zuversichtlicher Selbstverwirklichung einen nicht unerheblichen Druck aufbaut.
- 6) Aktivistische Tendenzen der Jugendlichen sind aus deren Sicht in einer Sackgasse gefangen, in der zwar die klare Erkenntnis vorhanden ist, dass etwas verändert werden muss, allerdings der Eindruck besteht, dass niemand, der in der Verantwortung gesehen wird etwas unternehme und man selbst aus einer Ohnmachtsposition heraus handlungsunfähig sei. Aufgrund dieser wahrgenommenen Sackgasse ist bei den Jugendlichen eine resignierte bis zynische Haltung gegenüber angeprangerten Missständen und den etablierten Akteuren zu verzeichnen.

6. Schlussfolgerungen

Basierend auf den Erkenntnissen der vorliegenden Studie und in Rückbindung an die Regionalentwicklung des Altenburger Landes sollen im Folgenden in knapper Form Schlussfolgerungen abgeleitet werden. Die von den Jugendlichen hervorgehobenen Probleme werden dabei von uns nicht als etwas Spezifisches des Altenburger Landes gesehen, sondern eher als Kennzeichen struktureller Zwänge und folglich relevant für viele andere ländliche Regionen gesehen.

Hinsichtlich der Handlungsmöglichkeiten regionalpolitischer Akteure gehen wir davon aus, dass durch die Adressierung der von den Jugendlichen negativ wahrgenommenen Aspekte deren Abwanderungsorientierung verringert werden kann. Davon ausgehend erscheint es angebracht, den Problemwahrnehmungen der Jugendlichen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bei der Ableitung möglicher Handlungsmaßnahmen sind jedoch Einschränkungen zu beachten. Diese lassen sich in drei Punkten zusammenfassen:

- (1) Erstens ist der methodische Zugang der vorliegenden Erhebung zu berücksichtigen, in der ausschließlich die Orientierungen unserer Gesprächspartner/innen wiedergegeben zusammengefasst werden. Schlussfolgerungen werden demnach auch nur aus diesen heraus abgeleitet und sind daher keinesfalls analog als persönliche Sichtweise und fachliche Perspektive der Autor/innen zu verstehen.
- (2) Zweitens basieren die Erkenntnisse der Erhebung auf subjektiven alltäglichen Erfahrungen der Gesprächspartner/innen. Aus dieser akteurspezifischen Sicht- und Argumentationsweise heraus ist die Intensität ihrer Problembeschreibungen in einem gewissen Maß zu relativieren. In der starken subjektbezogenen Beschreibung der Problemlagen liegt aber gleichzeitig auch ein erkenntnisbezogener Vorteil: Damit kann umso präziser der Finger auf lebensweltlich relevante Aspekte gelegt werden, um damit – ergänzend zu strukturell gedachten, regionalplanerisch fokussierten Handlungsstrategien in schrumpfenden ländlichen Regionen - auch individuell-spezifisch begründete Entwicklungsmöglichkeiten und -impulse offenzulegen.
- (3) Drittens entziehen sich manche genannte Aspekte dem regulatorischen Einfluss. Viele thematisierte Problemwahrnehmungen sind abhängig von individuellen und teils konträr ausgeprägten Gewichtungen, weshalb Aspekte wie beispielsweise die Konflikte mit älteren Anwohner/innen aufgrund selektiver Wahrnehmung und kollektiver Verallgemeinerung unauflösbar scheinen, da ein sich demographisch wandelnder Landkreis seine Maßnahmen nun einmal entsprechend anpassen muss. Die Schlussfolgerungen bewegen sich also auf einem schmalen Grat zwischen widerstreitenden strukturellen Zwängen bei der Umsetzung möglicher Handlungsstrategien auf der einen und der Berücksichtigung subjektiver und folglich auch multipler Wahrnehmungen der Menschen in der Region auf der anderen Seite.

Daran anschließend können für die Lebenswelt der Jugendlichen folgende potentielle Schwerpunkte planerischen Wirkens abgeleitet werden:

- (1) Vor dem Hintergrund der Tragweite die den Zukunftsentscheidungen von den Jugendlichen beigemessen wird und ihrer Komplexität, muss der Blick auf den Ausbau einer (institutionalisierten) Unterstützung der Jugendlichen bei der Berufs- und Ausbildungswahl gelegt werden. Dies könnte maßgeblich zur Reduzierung von damit einhergehender Ungewissheit, Unsicherheit und Komplexität beitragen. Die bisherigen Angebote (z.B. durch das Berufsinformationszentrum/BiZ) werden (subjektiv) häufig als unzureichend bzw. nicht den Bedürfnissen der Jugendlichen entsprechend wahrgenommen. Hier können die

vorliegenden Erkenntnisse gegebenenfalls als Anhaltspunkte dienen, um Differenzen zwischen der existierenden Praxis und den Erwartungen der Schüler/innen zu identifizieren. Der erste Schritt einer intensiveren Unterstützung könnte der Versuch sein, Informationsdefizite bei den Jugendlichen auszugleichen, um eventuell auch die aus singulären Erfahrungen heraus generalisierten negativ konnotierten Stigmata über die Region aufzuspalten und alternative Deutungen zu ermöglichen. Der Bedarf diesbezüglicher Kommunikations- und Austauschformate wurde uns insbesondere in den Lehrer/innengesprächen gespiegelt. Da aus den Berichten unserer Gesprächspartner/innen eine generell gering ausgeprägte intrinsische Motivation der Informationsbeschaffung zu erkennen war, wären Schulen mögliche Orte, um eine solche Reflexion von Zukunftsorientierungen auszubauen – wohlwissend, dass diese bereits häufig ein umfassendes Aufgabenspektrum abzudecken haben. Eine entsprechende thematische Anpassung der Lehrpläne in demographisch schrumpfenden Regionen könnte einen institutionalisierten Diskussionsraum gewährleisten, ohne unverhältnismäßig zusätzliche Kapazitäten zu fordern.

- (2) Zusätzlich zu einer intensiveren Aufklärung über Möglichkeiten innerhalb der Region könnten auch Kooperationsformen zu Bildungseinrichtungen und Praxispartnern außerhalb der Region eine Variante sein, Berufs- bzw. Ausbildungsrichtungen abzudecken, die sonst nicht im Altenburger Land angeboten würden und damit auch gleichzeitig einen Anreiz zu bieten, wahrgenommene Mobilitätshemmnisse abzubauen. Im schulischen Kontext könnte zudem auch ein Ausbau der Praktikumsmöglichkeiten über ausgeweitete Kooperationsmöglichkeiten mit lokalen Unternehmen im Hinblick auf Vielfalt und Intensität eine sinnvolle Strategie sein, um Jugendlichen möglichst frühzeitig Berufsperspektiven im Altenburger Land näherzubringen und damit kursierende diffuse Narrative des idealisierten „woanders“ zu relativieren. Dies scheint umso vielversprechender, als dass die Erhebungsteilnehmer/innen den Schulpraktika ohnehin eine herausragende Rolle zusprechen.
- (3) Analog zur Gewährleistung einer umfassenderen Informationsbasis scheint es sinnvoll, Jugendliche zu mehr eigenem Engagement zu ermutigen. Die beschriebenen negativen Aspekte verdeutlichen, dass die jugendlichen Diskutant/innen – im Rahmen ihrer Lebenswelt – Stellschrauben der Veränderung erkennen, diese aber nicht zu bedienen wissen (oder in dem Versuch, dies zu tun, gescheitert sind). Hierzu könnte erstens ein besseres Verständnis der regionalen Entwicklungszusammenhänge hilfreich sein, da die Behebung zu Grunde liegender Strukturprobleme bei den Schüler/innen stets vor unmittelbar lebensweltlichen Bezügen in den Hintergrund zu treten scheint. Und zweitens müssten institutionelle Ausschreibungen und Förderungen auch für Jugendliche ermöglicht werden, um sie und ihre Problemwahrnehmungen als legitime Bestandteile einer Regionalentwicklung anzuerkennen und trotz möglicher Mängel ernst zu nehmen.
- (4) Neben den diskutierten Zukunftsorientierungen, anhand derer sich recht unmittelbar Schlussfolgerungen ableiten lassen, müssten auch die vorgelagerten Meinungsbilder der Jugendlichen über den Landkreis auf politischer Ebene als beeinflussende Faktoren der demographischen Entwicklung thematisiert werden. Denn letztlich – neben vielen anderen dargelegten Aspekten – zeigen die Ergebnisse der Untersuchung, dass diese überwiegend negativen Meinungsbilder *eine* Bedingung für Wegzugsüberlegungen zu sein scheinen. So lässt die Omnipräsenz der Diskussion sozialer Probleme und insbesondere des Drogenkonsums und -vertriebs zwei Schlüsse zu: In erster Linie verdeutlichen die Generalisierungsmuster der Jugendlichen sowie das Rekurrenieren auf Hören-Sagen, dass auch hier eine wenig ausgewogene Informationsbeschaffung vorherrscht. Die Intensität, mit der diese Thematik in allen Gruppendiskussionen zur Sprache kam, zeigt dabei, dass diesbezüglich ein großer Kommunikationsbedarf vorhanden ist, welcher – ähnlich wie im Kontext der Zukunftsüberlegungen – über (ggf. institutionalisierte) Diskussionsplattformen aufgefangen werden sollte. Solche Plattformen – etwa im Schul- oder Vereinskontext – könnten dazu beitragen, das eigene Bild über die Region zu reflektieren und existierende

Stigmata zu bearbeiten. Zweitens lässt die thematisierte Devianz- und Drogenproblematik aber auch den Schluss zu, dass das Altenburger Land tatsächlich vermehrt mit diesem kritischen Aspekt zu tun hat und realpolitisch darauf reagieren muss. Will man die Schilderungen der Jugendlichen nicht auf Hören-Sagen reduzieren – dies schiene vor dem Hintergrund der Erfahrungsberichte unangemessen – lässt sich ein deutlich erhöhter Bedarf an Drogenpräventionsmaßnahmen als auch tatsächlicher Konsumbekämpfung im öffentlichen Raum im Landkreis ableiten.

- (5) Im Sinne einer klassischen Bewältigungsstrategie gilt es neben berufs-, ausbildungsbezogenen und sozialen Aspekten letztendlich auch die mit ländlichen Regionen verbundenen Nachteile großer Entfernungen zu reduzieren. So würde es für die Jugendlichen einige diskutierte Probleme lösen, wenn ÖPNV-Kosten für Auszubildende radikal reduziert und Taktfrequenzen innerhalb des Schülerverkehrs und an den Randzeiten erhöht würden. Hierzu müsste auch über die Adaption innovativer ÖPNV-Strategien nachgedacht werden, wie beispielsweise die Verknüpfung von öffentlichem und Individualverkehr in Form von Mitfahrgelegenheiten oder Bürgerbussen (vgl. SCHMITT U. SOMMER 2013), generell flexiblere Bedienungsformen (BÖHLER-BAEDECKER ET AL. 2010), sowie ein direktes Einbeziehen aller betroffenen und involvierten Akteure (vgl. HERGET 2016).
- (6) Die dargestellten Wahrnehmungen Jugendlicher entsprechen mutmaßlich nicht unbedingt der Wahrnehmung anderer Bevölkerungsschichten und die Herausforderung für den Landkreis und die Kommunen besteht darin, diese verschiedenen Perspektiven politisch zu integrieren. Mit dieser Aufgabe steht der Landkreis jedoch nicht allein da, sondern teilt die beschriebenen Problematiken mit vielen anderen Regionen in Deutschland. Die von uns hervorgehobene Bedeutung regionaler Kooperation mit Unternehmen (mit dem Ziel, die regionalen Karriereoptionen für Jugendliche zu erhöhen) kann daher durch stärker vernetztes Engagement zwischen Regionen und Kommunen (beispielsweise mit dem Ziel des Wissens- und Erfahrungsaustausches) ergänzt werden. Ein Ziel kann darüber hinaus zudem eine stärkere bundespolitische Sensibilisierung nicht nur für die wirtschaftlichen, sondern auch die politischen und sozialen Risiken starker Abwanderung in Entsenderegionen sein.

7. Literatur

- BAUMGÄRTNER, M.; BORN, M.; PAULY, B. (2015): Crystal Meth. Produzenten, Dealer, Ermittler. Berlin.
- BEEZ, S. (2009): Analysen zum Entscheidungsprozess Jugendlicher zwischen „Gehen und Bleiben“. Die Relevanz kollektiver Orientierungen bei Migrationsentscheidungen ostdeutscher Jugendlicher. In: Schubarth, W.; Speck, K. (Hrsg.): Regionale Abwanderung Jugendlicher. Theoretische Analysen, empirische Befunde und politische Gegenstrategien, S. 91-110. Weinheim, München.
- BOHNSACK, R. (2008): Gruppendiskussion. In: Flick, U.; Kardorff, E.v.; Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung: Ein Handbuch, S. 369-383. Reinbeck bei Hamburg.
- BOHNSACK, R. (2010): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Stuttgart.
- BOHNSACK, R.; PRZYBORSKI, A.; SCHÄFFER, B. (2010): Einleitung: Gruppendiskussionen als Methode rekonstruktiver Sozialforschung. In: Bohnsack, R.; Przyborski, A.; Schäffer, B. (Hrsg.): Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis, S. 7-24. Opladen.
- BÖHLER-BAEDECKER, S.; JANSEN, U.; KINDL, A.; REUTER, C.; SCHÄFER-SPARENBERG, C.; WALTER, C. (2010): Chancen und Risiken flexibler Bedienungsformen im ÖPNV in ländlichen Räumen. Informationen zur Raumentwicklung, Heft 7, S. 477-488. Bonn. Online verfügbar unter: http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/IzR/2010/7/Inhalt/DL_Boehler_ua.pdf?_blob=publicationFile&v=2, zuletzt geprüft am 06.03.2017.
- FLICK, U. (2014): Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung. Reinbeck bei Hamburg.
- GERLACH, M. (2014): Es gibt ein Drogenproblem im Kreis Altenburger Land. In: Ostthüringer Zeitung, 19.09.2014. Online verfügbar unter: <http://www.otz.de/startseite/detail/-/specific/Es-gibt-ein-Drogenproblem-im-Kreis-Altenburger-Land-1697428720>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- GIRWERT, F. (2013): Droge Crystal Meth greift in Thüringen um sich. In: Thüringische Landeszeitung, 24.09.2013. Online verfügbar unter: <http://www.tlz.de/web/zgt/leben/detail/-/specific/Droge-Crystal-Meth-greift-in-Thueringen-um-sich-605042857>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- HARTMANN, A. (2014): Großes Landkreis-Ranking 2014. In: Focus Money, vom 06.01.2015. Online verfügbar unter: http://www.focus.de/immobilien/kaufen/landkreistest/grosses-landkreis-ranking-2014-das-sind-die-erfolgreichsten-regionen-deutschlands_id_4363992.html#ergebnis, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- HERGET, M. (2016): Mobilität von Familien im ländlichen Raum: Arbeitsteilung, Routinen und typische Bewältigungsstrategien. Wiesbaden.
- HÖRNER, W.; DRINCK, B.; JOBST, S. (2008): Bildung, Erziehung, Sozialisation: Grundbegriffe der Erziehungswissenschaft. Stuttgart.
- HURRELMANN, K. (2007): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim, München.
- IW-CONSULT (2014): Regionalranking 2014 – Regionen im Wettbewerb. Online Verfügbar unter: <http://www.iwconsult.de/regional/index.php>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- KACZMAREK, H. (2014): Thüringen und Sachsen fordern verschärften Kampf gegen Crystal Meth. In: Thüringische Landeszeitung, 12.07.2014. Online verfügbar unter: <http://www.tlz.de/web/zgt/leben/detail/-/specific/Thueringen-und-Sachsen-fordern-verschaerften-Kampf-gegen-Crystal-Meth-198931747>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- KUCKARTZ, U. (2014): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim.

- KRÖHNERT, S.; KLINGHOLZ, R.; SIEVERS, F.; GROßER, T.; FRIEMEL, K. (2011): Die demographische Lage der Nation. Was freiwilliges Engagement für die Regionen leistet. Berlin. Online verfügbar unter: http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/Die_demografische_Lage_2011/D-Engagement_online.pdf, zuletzt geprüft am 06.03.2017.
- KÜHN, T.; KOSCHEL, K.-V. (2011): Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch. Wiesbaden.
- LAMNEK, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim, Basel.
- LANDRATSAMT ALTENBURGER LAND (2014): Haben wir ein Drogenproblem im Landkreis? – Nachgefragt bei Dirk Nowosatko, Fachbereichsleiter für Soziales, Jugend und Gesundheit. 15.12.2014. Online verfügbar unter: http://www.altenburgerland.de/sixcms/detail.php?&_nav_id1=2508&_lang=de&id=316228, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- LANG, T.; NADLER, R. (2014): Return Migration to Central and Eastern Europe – Transnational Migrants' Perspectives and Local Business' Needs. Leipzig.
- LIER, E. (2013): Crystal auf dem Vormarsch: Drogenberatung in Gera hilft Suchtkranken. In: Ostthüringer Zeitung, 25.01.2013. Online verfügbar unter: <http://altenburg.otz.de/web/lokal/leben/detail/-/specific/Crystal-auf-dem-Vormarsch-Drogenberatung-in-Gera-hilft-Suchtkranken-77797995>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- MAYRING, P. (2000): Qualitative Content Analysis. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 1(2), Art. 20. Online verfügbar unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1089>, zuletzt geprüft am 27.04.2016, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- MAYRING, P. (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim.
- MEYER, F.; MIGGELBRINK, J. (2015): Subjektivität und Kausalität in der Migration(sforschung): Annäherungen an Rationalisierungen von Migrationsentscheidungen in schrumpfenden Regionen. In: Raumforschung und Raumordnung 73 (1) S. 17-30.
- MEYER, F.; MIGGELBRINK, J.; SCHWARZENBERG, T. (2016): Reflecting on the Margins: Socio-spatial Stigmatisation among Adolescents in a Peripheralised Region. Comparative Population Studies 41(3-4). Online verfügbar unter: <http://www.comparativepopulationstudies.de/index.php/CPoS/article/view/241>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- NIEDERBACHER, A.; ZIMMERMANN, P. (2011): Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter. Wiesbaden.
- PRZYBORSKI, A.; WOHLRAB-SAHR, M. (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München.
- SCHITTENHELM, K. (2010): Statuspassagen zwischen Schule, Ausbildung und Arbeitswelt. Eine Analyse auf der Basis von Gruppendiskussionen. In: Bohnsack, R.; Przyborski, A.; Schäffer, B. (Hrsg.): Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis, S. 93-108. Opladen.
- SCHREIER, M. (2014): Varianten Qualitativer Inhaltsanalyse. Ein Wegweiser im Dickicht im Dickicht der Begrifflichkeiten. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 15(1), Art. 18. Online verfügbar unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/printerFriendly/2043/3635>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.
- SCHMITT, V.; SOMER, C. (2013): „Mobilfalt“ – ein Mitnahmesystem als Ergänzung des ÖPNV in ländlichen Räumen. In: Proff, H.; Pascha, W.; Schönharting, J.; Schramm, D. (Hrsg.): Schritte in die künftige Mobilität. Technische und betriebswirtschaftliche Aspekte, S. 401-413. Wiesbaden.
- SCHWARZENBERG, T. (2016): Jugendliche Lebenswelten in peripherisierten Regionen. Ein subjektorientierter Zugang durch Gruppendiskussionen und qualitative Inhaltsanalyse. In: Jeannine Wintzer (Hrsg.): Qualitative Methoden in der Sozialforschung. Forschungsbeispiele von Studierenden für Studierende. Berlin, Heidelberg.
- THÜRINGER LANDESAMT FÜR STATISTIK (Hrsg.) (2016a): Bevölkerung nach Altersgruppen. Online verfügbar unter: <http://www.statistik.thueringen.de/datenbank/portrait.asp?auswahl=krs&nr=77&vonbis=&TabelleID=kr000103>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.

THÜRINGER LANDESAMT FÜR STATISTIK (Hrsg.) (2016b): Geborene und Gestorbene. Online verfügbar unter: <http://www.statistik.thueringen.de/datenbank/portrait.asp?auswahl=krs&nr=77&vonbis=&TabelleID=kr000104>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.

THÜRINGER LANDESAMT FÜR STATISTIK (Hrsg.) (2016c): Wanderungssaldo (insgesamt) der Kreise gegenüber den anderen Bundesländern und dem Ausland. Online verfügbar unter: <http://www.statistik.thueringen.de/datenbank/portrait.asp?auswahl=krs&nr=77&vonbis=&TabelleID=kr000132>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.

THÜRINGER LANDESAMT FÜR STATISTIK (Hrsg.) (2016d): Voraussichtliche Bevölkerung nach ausgewählten Altersgruppen und Kreisen. Online verfügbar unter: <http://www.statistik.thueringen.de/datenbank/TabAnzeige.asp?tabelle=kz000123||&auswahlnr=77>, zuletzt geprüft am 05.02.2017.

8. Autor/innen

Dipl.-Geogr. Frank Meyer

Leibniz-Institut für Länderkunde

Schongauerstr. 9

D-04328 Leipzig

f_meyer@ifl-leipzig.de

Dr. Judith Miggelbrink

Leibniz-Institut für Länderkunde

Schongauerstr. 9

D-04328 Leipzig

j_miggelbrink@ifl-leipzig.de

Tom Schwarzenberg, M. Sc.

Leibniz-Institut für Länderkunde

Schongauerstr. 9

D-04328 Leipzig

t_schwarzenberg@ifl-leipzig.de